

**WIR**

MAGAZIN DER FÜRST DONNERSMARCK-STIFTUNG

**WIR**

2/2006



Willkommen daheim



FÜRST DONNERSMARCK-STIFTUNG

**Neues aus der Stiftung**

- Einfach Europa?! – Europa für behinderte Menschen S. 3
- Goldwasche und Hufeisenwerfen in Rheinsberg S. 4
- Die Wirkungsmacht der guten Tat oder bürgerschaftliches Engagement bleibt sichtbar S. 5
- Aber bitte mit Sahne S. 7

**Das Thema**

- Willkommen daheim S. 8
- Mehr Transparenz für Wohnungssuchende S. 10
- Sensible Navigationshilfe S. 12
- Etwas fehlt sonst immer S. 14
- Von der Wohn- zur Hausgemeinschaft S. 18
- Es hat Ähnlichkeit mit einer Familie S. 20
- Nische mit Nachbarn S. 22
- Wohnen und begegnen? S. 25
- Ein Märchen vom Eigenheim S. 26
- Vom Wunsch zur Wirklichkeit S. 27
- Ziehe um, und du kannst was erleben S. 31
- Linkliste S. 33

**Im Brennpunkt**

- Tiefgreifende Reformen im Schatten der WM S. 34
- Behindertenbeauftragte feierte Antidiskriminierungsgesetz S. 36
- Eine Messe geht in die zweite Runde S. 37
- Arbeit war das wichtigste Thema S. 38
- Sentimentaler Rückblick nach vorn S. 39
- Von A wie Antragsstellung bis Z wie Zielvereinbarung S. 42

**Reisen**

- Reiselust? S. 43
- Dolce Vita S. 44

**Forum**

- Großartige Goldoni-Gala S. 47
- Tere Tulemast! S. 48
- Karneval der Kulturen 2006 S. 50

**Sport**

- Rumba ist Werben umeinander S. 52

**Leben & Lesen**

- Ein Maler als Autor S. 54
- Behinderung S. 54
- Was wollt ihr denn? S. 58

**Tipps und Termine**

S. 59

**Porträt**

- Die Beauftragten für Menschen mit Behinderung der Berliner Bezirke S. 60
- Im Gedenken an Schwester Käthe S. 61

**Persönliches**

S. 62

*Dein Heim kann dir die Welt ersetzen, doch nie die Welt dein Heim.*

**Italienisches Sprichwort**

**E**in Haus, eine Wohnung lässt sich mieten, lässt sich kaufen, aber ein Zuhause nicht. Und nicht alle Menschen sind in ihrem Haus zuhause. Zwei Aussagen, die der Redaktion bei der Arbeit an diesem Heft zum Thema „Wohnen“ begegnet sind. Es gibt ganz unterschiedliche Wohnweisen: in einer Wohngemeinschaft, in der Wohngruppe oder eben allein. Die äußere Hülle des Wohnens kann eine Wohnung bilden, die in einem Pionierprojekt des gemeinschaftlichen Wohnens, in einer Wohnanlage oder im Kreuzberger Hundertwasserhaus liegt. Oder man lebt vorübergehend in einer Einrichtung, weil man in einer aufwendigen Rehabilitation steckt.

Doch die entscheidende Frage bleibt: Wo ist man zuhause? Christian Morgenstern schrieb schon im 19. Jahrhundert: Man ist nicht daheim, wo man seinen Wohnsitz hat, sondern dort, wo man verstanden wird. In diesem Sinne:

Willkommen zuhause!

**Thomas Golka, WIR-Redaktion**

**Impressum****WIR**

Magazin der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

**Herausgeber:**

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

**Redaktionsleitung:**

Thomas Golka / Sean Bussenius

Fürst Donnersmarck-Stiftung

Dalandweg 19, 12167 Berlin

Fon: 0 30-76 97 00-27; Fax: -30

email: wir@fdst.de; Internet: www.fdst.de

**Gestaltung/Titel/Illustrationen:**

bleifrei Medien + Kommunikation

**Druck:** Nordbahn gGmbH, Werkstatt für Behinderte

**Erscheinungsweise:** 3 Mal im Jahr

**Redaktionsschluss dieser Ausgabe:** 28. Juli 2006

**Fotos:** Archiv FDS, Archiv ABW, Archiv HausRheinsberg, Bauersfeld, Beier, bleifrei, Boldin, Brandt, Busch, Bussenius, Golka, Hurlin, istockphoto, Jeschke, Kataski, Köhler, Lachwitz, Lünedive, Müller, Rebenstorf, Schmidt, Voll

## Einfach Europa?! – Europa für behinderte Menschen leicht gemacht

Modernisierte Zimmer im Gästehaus Bad Bevensen

*Eine Handreichung für europäische Behindertenpolitik in Vorbereitung auf das „Europäische Jahr der Chancengleichheit für alle“ 2007 und ein Beitrag zu „NEUES DENKEN – LEBEN STÄRKEN“ im Jubiläumsjahr der Fürst Donnersmarck-Stiftung*

Das Europäische Jahr der Chancengleichheit 2007 wirft seine Schatten voraus. Die Europäische Kommission hat 2007 im Rahmen eines konzertierten Konzepts zur Förderung von Chancengleichheit und Nichtdiskriminierung in der EU zum „Europäischen Jahr der Chancengleichheit für alle“ erklärt. Das Europäische Jahr sei laut Europäischer Kommission Herzstück einer Rahmenstrategie, mit der Diskriminierung wirksam bekämpft, Vielfalt als positiver Wert vermittelt und Chancengleichheit für alle gefördert werden soll. Anlässlich des Europäischen Protesttages für die Gleichstellung behinderter Menschen am 5.5.2006 stellte der Behindertenverband NETZWERK ARTIKEL 3 e.V. eine 120 Seiten starke Broschüre vor, die einen Überblick über die Politik für behinderte Menschen in Europa und der Welt gibt und die deren Strukturen verständlich erklärt: „Einfach Europa?! – Was Sie über die Politik für behinderte Frauen und Männer in Europa und der Welt wissen sollten“. Erarbeitet wurde sie von Dr. Sigrid Arnade und Hans-Günter Heiden.

Ob es um die Antidiskriminierungsrichtlinien der Europäischen Union geht oder um Ansprechpartner für behinderte Menschen auf europäischer Ebene, die neue Broschüre gibt viele Antworten. Alle Informationen liegen in zwei Versionen vor: eine Fassung in Standardsprache, eine in leichter Sprache. Letztere wurde von



Mensch zuerst – dem Netzwerk People First Deutschland –, also von Menschen mit Lernschwierigkeiten selbst überarbeitet und überprüft. In der Druckausgabe sind beide Versionen auf 120 Seiten zusammengefasst, die Broschüre lässt sich so von vorn in Standardsprache oder von hinten in leichter Sprache lesen. Eine Spiralbindung erleichtert die Handhabung für motorisch eingeschränkte Leserinnen und Leser.

Die Broschüre, finanziell gefördert von der Aktion Mensch, der Friedrich-Ebert-Stiftung, der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin und vom Verein „Fraktion 2002“ e.V., ist kostenlos. Sie kann als gedruckte Ausgabe beim NETZWERK ARTIKEL 3 e.V. und bei weiteren Behindertenorganisationen bezogen werden, die das Werk ideell unterstützt haben. Für den Einzelversand wird jedoch eine Schutzgebühr von 2,- Euro für Porto/Verpackung erhoben. Als Download findet sich die Veröffentlichung bei den Internetauftritten von NETZWERK ARTIKEL 3 e.V. und der Fürst Donnersmarck Stiftung. Eine DAISY-CD (4,- Euro) für blinde Interessenten ist ebenfalls erhältlich.

**Thomas Golka**

Informationen/Bezug:  
NETZWERK ARTIKEL 3 e.V.,  
Krantorweg 1, 13503 Berlin,  
Tel. 030/4364441 - Fax: 030/4364442,  
E-Mail: [hgh@nw3.de](mailto:hgh@nw3.de),  
Internet: [www.nw3.de](http://www.nw3.de), [www.fdst.de](http://www.fdst.de)

## Goldwaschen und Hufeisenwerfen in Rheinsberg

Sommerfest zum 5. Geburtstag des Hotels

Der 8. Juli 2006 war ein denkwürdiger Tag, und das nicht nur für den deutschen Fußball. An diesem Tag siegte die Klinsmanntruppe im kleinen Finale nach einem großen Spiel mit 3:1 über Portugal und belegte damit den dritten Platz bei der Fußballweltmeisterschaft in unserem Lande. Daran erinnern sich bestimmt noch viele. Aber auch für Rheinsberg war dieser Tag ein bemerkenswerter Tag. Das HausRheinsberg – Hotel am See beging seinen fünften Geburtstag mit einem Country & Western-Fest.



Am frühen Nachmittag eröffnete Hoteldirektorin Corinna Abele mit einem Schuss aus dem Colt ein abwechslungsreiches Programm, das viele Gäste aus dem Hause und der Umgebung anlockte. Die Teilnehmer des Festes konnten sich als

Cowboys oder Cowgirls erproben. Ein hölzerner Stier bot die Stirn zum Lasso-werfen und Hufeisen flogen durch die Luft. Für die Mutigen stand ein Rodeobulle bereit, der manchen wilden Ritt mit einem Freiflug enden ließ. Die Glückssucher konnten in einer Goldwaschanlage Nuggets aus dem Sand waschen. Es war wie bei Bonanza, auf der Shilo-Ranch oder bei den Rauchenden Colts.

Die Kinder bemalten den über zwei Meter hohen Marterpfahl, der anschlie-

bend in einen Kindergarten wanderte, nagelten Hunderte Nägel in einen Balken, bastelten sich Indianer-Schmuck und liebten sich als Rothäute schminken.



Nach dem „American-Style“-Büfett unter Zelten mit den bekanntermaßen großen Fleischstücken vom Grill spielten „Sheila & Big Daddy“ Country & Western-Lieder. Für den richtigen Schwung auf dem Tanzboden sorgte eine Linedance-Gruppe

und begeisterte mit einem eindrucksvollen Programm, das immer wieder von Applaus unterbrochen wurde.

Am Eisstand tropfte ein Eisblock in Gestalt einer Fünf vor sich hin. Dessen Gewicht galt es zu schätzen. Doch sollte nicht das Gewicht zum Zeitpunkt des Aufstellens, sondern nach drei Stunden in der sommerlichen Hitze erraten werden. Die Jubiläums-Fünf hatten Mitarbeiter aus der Hotelküche aus einem Eisblock gemeißelt. 20,8 Kilogramm war der richtige Wert und brachte zwei Gästen, die mit ihrer Schätzung ganz dicht dran waren, je einen Preis.

Apropos Zahlen: In der Zeit zwischen Juni 2001 und Juni 2006 wurden 178.154 Übernachtungen im Hotel gezählt, 112.055 Zimmer waren belegt. Rund 17.000 Menschen haben das Hotel bis heute besucht, pro Jahr kommen rund 7.000, denn ein hoher Prozentsatz der Gäste sind Stammgäste. Die durchschnittliche Belegung des Hauses liegt bei knapp 60 Prozent. Fast eine Million Euro wurden schon in Reparaturen dieses Hauses gesteckt, das sieben Tage die Woche, 365 Tage im Jahr für den Gast offen steht wie der Internetauftritt des Hotels. 270.000 Besucher waren virtuell im HausRheinsberg und haben die Website des Hotels mit ihren 130 deutschen und 75 engli-

schen Seiten in den fünf Jahren seit Start aufgesucht. Diese eindrucksvollen Zahlen teilte Hoteldirektorin Abele mit. Eine weitere Zahl sei auch nicht verschwiegen: Zehn Babys haben die überwiegend jungen Mitarbeiterinnen bekommen, zwei weitere seien unterwegs.

Der Abend endete mit dem vorletzten Spiel der Fußballweltmeisterschaft, das Kuratoriumsmitglieder, Gäste und Mitarbeiter des Hauses auf dem Rasen unterhalb der Hotelrotunde zusammenführte und für einen wunderschönen Ausklang eines fröhlichen Tages sorgte.

*Thomas Golka*

## Die Wirkungsmacht der guten Tat oder bürgerschaftliches Engagement bleibt sichtbar

*Die Fürst Donnersmarck-Stiftung als Beispiel bürgerschaftlichen Engagements bei Verleihung der Franz-von-Mendelsohn-Medaille 2006 vorgestellt*



*Fürst von  
Donnersmarck  
im ehemaligen  
Bankhaus  
Mendelsohn*

Durch eine hochherrschaftliche Torvorfahrt, durch die einst die Kutschen aus der Jägerstraße hineinrollten, gelangt man in das Gebäude des ehemaligen Bankhauses Mendelsohn. Dort wirkte Franz von Mendelsohn, von 1914–1931 Berliner IHK-Präsident, zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Bankdirektor. Dort im ehemaligen Schaltersaal wurde am 3. Juli 2006 die Franz-von-Mendelsohn-Medaille 2006 der Berliner Wirtschaft für „vorbildliches bürgerschaftliches Engagement“ verliehen. Preisträger waren die Firmen Mercedöl-Feuerungsbau GmbH aus Pankow sowie Bäckerei Johann Mayer aus Schöneberg, die außerhalb ihres Geschäftsbetriebes und unentgeltlich in ganz besonderem Maße Kapazitäten und finanzielle Mittel für Aufgaben von öffentlicher Bedeutung im vergangenen Jahr eingesetzt haben. IHK-Präsident Dr. Eric Schweitzer und Handwerkskammer-Präsident Stephan Schwarz hatten die Auszeichnung zum zweiten Mal ausgelobt

und dafür aus privaten Mitteln zusammen 10.000 Euro Preisgeld zur Verfügung gestellt. Zu dieser Gelegenheit wurde Fürst Guidotto von Donnersmarck, Kuratoriumsvorsitzender der Fürst Donnersmarck-Stiftung, gebeten den Festvortrag zu halten und die „Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin als „Beispiel bürgerschaftlichen Engagements“ vorzustellen. Die 1916 errichtete Stiftung begeht in diesem Jahr ihr 90. Gründungsjubiläum. Fürst von Donnersmarck gratulierte den Preisträgern und erläuterte Geschichte und Aktivitäten der Stiftung. Als operative Stiftung sei sie unausweichlich unternehmerisch tätig.

Dabei seien ihre finanziellen Ressourcen so gewinnbringend wie möglich einzusetzen, wenn auch der Erhalt des Stiftungsvermögens Vorrang vor hoher Rendite habe. Denn nur so ist die Verwirklichung des Stiftungszweckes – Rehabilitation, Förderung, Betreuung und Unterstützung von Menschen mit Behinderung – auch dauerhaft zu leisten. Aus gleichem Grunde stehen auch die Aktivitäten, die unmittelbar der Umsetzung des Stiftungszweckes dienen, unter dem Gebot unternehmerischer Effizienz. Diese unternehmerischen Komponenten im Stiftungshandeln verbinden die Stiftung mit ihrem Stifter Fürst Guido von Donnersmarck.

Worin bestand das bürgerschaftliche Engagement des Stiftungsgründers?

Hören wir dazu den Urenkel des Stifters, den Fürsten Guidotto von Donnersmarck: „Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, den mein Urgroßvater ablehnte, wenn er ihn auch befürchtet hatte, sah er eine Verpflichtung darin, im Rahmen seiner Möglichkeiten zumindest zur Milderung der Kriegsfolgen beizutragen. Er tat dies, indem er im Bahnhof von Frohnau und dem angrenzenden so genannten Casino-Gebäude ein Privatlazarett einrichtete, das er finanzierte und an dessen kaufmännisch-organisatorische Spitze er selbst als 84-Jähriger trat, während seine Frau, die aus einer russischen Adelsfamilie stammte, die Schwesternschaft leitete.“

*Der komplette Text des Festvortrags steht bei [www.fdst.de/aktuellesundpresse/imgespraech](http://www.fdst.de/aktuellesundpresse/imgespraech)*

*Ausgezeichnet für hervorragenden Einsatz: Mercedöl-Seniorchef Karlheinz Frankenstein und Juniorchef Matthias Frankenstein (1. und 3. v.l.), die den Preis aus den Händen der Stifter, IHK-Präsident Dr. Eric Schweitzer und Handwerkskammerpräsident Stephan Schwarz, erhielten*

Das Paar, das seinen Berliner Wohnsitz in einem Palais am Pariser Platz 2 gegenüber dem Adlon hatte, habe sogar Wohnung in Frohnau genommen, um die Arbeit des Lazarett vor Ort überwachen und leiten zu können. „Das bürgerschaftliche Engagement des Gründers nun lag darin, mit der Versorgung von Kriegsverletzten, insbesondere hinsichtlich ihrer bisher unbekannt Verletzungen, eine Lücke zu schließen, die von allgemeiner Bedeutung und insofern gegeben war, als weder die öffentliche Hand noch die Privatwirtschaft sich ausreichend ihrer annehmen oder annehmen konnten; das bürgerschaftliche Engagement also als Bereich neben öffentlicher Hand und Privatwirtschaft, als dritte Säule neben Staat und Privatwirtschaft, wie manche sagen, ist nach meiner Einschätzung hier sehr deutlich zu Tage getreten.“

Abschließend erwähnte Fürst von Donnersmarck, dass mit einer solchen Stiftung auch die Person des Stifters in der Erinnerung erhalten bleibt. Den Zuhörern im Mendelssohn-Palais trat das „bürgerschaftliche Engagement“ des Stifters als „Wirkungsmacht der guten Tat“ deutlich vor Augen.

**Thomas Golka**



## Aber bitte mit Sahne

Die Ankunft des gläsernen Flügels von Udo Jürgens in der Villa Donnersmarck

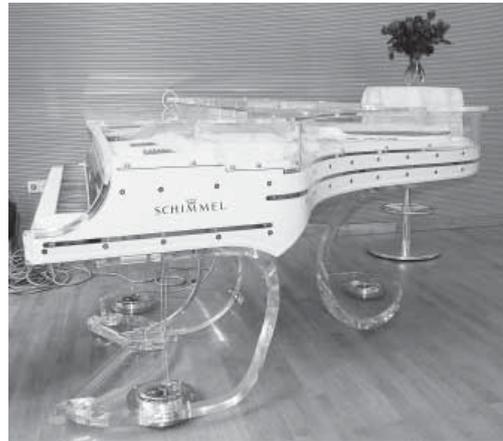
**D**er Lastzug vom Tourneeservice Ciecior blockierte gegen Ende Juni die schmale Schädestraße an einem Freitagmorgen um kurz vor acht. Der blaue Kastenwagen wollte mit seiner kostbaren Last, dem gläsernen Flügel, in die Einfahrt der Villa Donnersmarck einbiegen. Das war Millimeterarbeit. Dann kam der Kraftakt. Für den Weg aus dem Depot in Braunschweig hatte man das Instrument in riesige, rollbare Kisten verpackt, die über die Schräge in die Villa mussten. Denn der Fahrstuhl war natürlich viel zu klein.

Ihre Präzision benötigten die Mitarbeiter der Transportfirma später wieder, als sie den transparenten Flügel von Udo Jürgens aufbauten. Der Korpus, die drei im Stil der 70er Jahre geschwungenen Beine und die Pedale kamen nach und nach aus den Transportcontainern zum Vorschein. So leicht wie die Musik von Udo Jürgens klingt, so schwer sind doch die Teile seines Instruments. In rund zwei Stunden wuchs der Flügel zusammen, den eine Plakette mit der eingravierten Unterschrift des Stars aus Österreich sowie eine integrierte Lichterkette, die einzeln zu schalten ist, zieren. Ganz besonderes Accessoire des Instruments und eher ungewöhnlich für einen Konzertflügel der Firma Schimmel ist der messingfarbene Handtuchhalter ganz links unter der Tastatur. Dort hing bei Konzerten stets das weiße Handtuch des Künstlers, eines seiner Markenzeichen neben der eingängigen Musik.

### Wie kam der Flügel in die Villa Donnersmarck?

Der Flügel besteht aus Acrylglas und hat den österreichischen Schlagerstar viele Jahre auf seinen Tourneen begleitet. Dann

versteigerte Udo Jürgens das Instrument, das für Außenaufnahmen schon auf dem Titlis in über 3000 m Höhe war, zugunsten seiner Stiftung, die sich schwerpunktmäßig für Kinder und Waisen in Not einsetzt und daneben auch Nachwuchsmusiker fördert. Das Frankfurter Anwalts-



büro, das die Rarität ersteigerte, stellte es dem Institut für Musiktherapie in Berlin zur Verfügung. Die Leiterin des Instituts, das auch mit der Stiftung kooperiert, fand ihre Räume zu klein und erinnerte sich der Villa in Zehlendorf.

Sie empfahl Robin Donat, dem Geschäftsführer der Künstleragentur Adagio, sich doch mit der Stiftung in Verbindung zu setzen. Gemeinsam mit dem Jungstar Ben, Markenzeichen Pudelmütze, der aus Zehlendorf stammt, nahm der Impresario die Villa in Augenschein. Letztendlich entschied man sich für die Villa Donnersmarck als Standort. Hier soll der Flügel im Herbst mit einer gebührenden Feier offiziell begrüßt werden.

### Warum spielte Udo auf diesem Instrument?

„Als Kind hat mich das Schwarze des Klaviers so bedrückt, es hat mich an einen Sarg erinnert. Vielleicht habe ich deshalb unterbewusst immer nach einem gläsernen Flügel Ausschau gehalten, nach einem, der leicht aussieht“, berichtete der Komponist von über 600 Liedern einmal in einem Interview.

**Thomas Golka**





## Willkommen daheim

Wohnen mit Behinderung

**W**ohnst du noch oder lebst du schon?", fragt der große schwedische Möbelfabrikant in seiner Werbekampagne, die sich so dauerhaft in den Köpfen einnistet, und so mancher hat vielleicht auf der Suche nach einer persönlichen Antwort einen kritischen Blick durch seine Wohnung schweifen lassen. Es steckt viel drin in diesem Werbeclaim: Wohnen an sich ist hier nichts Besonderes. Es ist ein Basiszustand, dessen Steigerung sich in leben manifestiert, der Moment, in dem man sich in seinen vier Wänden wohl fühlt und ein Gefühl von Zuhause entsteht. Menschen mit Behinderung schauen unter anderen Voraussetzungen auf die beiden Begrif-

fe „wohnen“ und „leben“. Einen Platz zu bewohnen, der selbst gewählt, selbst gestaltet ist und in dem man nach seinen eigenen Regeln lebt, ist für viele noch immer keine Selbstverständlichkeit, wie es das für die meisten nicht behinderten Personen ist. Um Lebensqualität entstehen zu lassen, braucht es mehr als vier Wände und die passende Couchgarnitur. Körperliche Beeinträchtigungen erfordern eine barrierefreie Umgebung. Behindertengerechter Wohnraum ist auch auf dem sehr ausdifferenzierten Berliner Wohnungsmarkt nicht ausreichend vorhanden. Ist eine passende Behausung einmal gefunden und von der oft finanzschwachen Klientel auch bezahlbar, braucht es meist noch

helfende Hände, die sie bei den täglichen Dingen unterstützt, die allein nicht zu bewerkstelligen sind – und was ist mit Gesellschaft, einer Arbeit oder Aufgabe, einer Tagesstruktur?

Viele Menschen mit Behinderung leben in einer betreuten Wohnform, die ihnen Sicherheit gibt, soziale Kontakte ermöglicht und sie entsprechend ihrer Fähigkeiten unterstützt. Bei Personen mit geistigen, schwer körperlichen oder Mehrfachbehinderungen und einem hohen Pflege- und Assistenzbedarf kommen oft nur stationäre Angebote in Frage – aber warum eigentlich „nur“? Ist der viel zitierte Grundsatz „ambulant vor stationär“ die Lösung, wenn es darum geht zu entscheiden, in welcher Umgebung Bett und Rollstuhl stehen, und bedeutet es, dass man sich im Heim nicht daheim fühlen kann?

Die Wege zu einer passenden Wohnform, in der Menschen mit Handicap ihren Lebensmittelpunkt gefunden haben, sind so individuell wie die Erscheinungsformen von Behinderung. Einigen Wegen sind WIR gefolgt. WIR haben Menschen dort besucht, wo ihre sieben Sachen stehen, um zu sehen, wie sie wohnen, aber vor allem, wie sie leben. WIR haben mit unterschiedlichen Trägern gesprochen, die mit ihren Projekten versuchen Lücken zu schließen, um ihren Bewohnern Selbstbestimmung in einem persönlichen Rahmen zu ermöglichen.

Denn Menschen mit Behinderung sehen sich mit ihrem Bedarf und ihren Wünschen einem Angebotsmarkt gegenüber – sei es die Wohnungssituation an sich oder Trägerangebote –, bei dem die Passgenauigkeit oft nicht einhundert Prozent erreicht. Hier sind Kompromisse, Kreativität und Flexibilität gefragt: bei den Menschen, die eine Wohnung und Unterstützung suchen, denen, die sie anbieten, und denjenigen, die anfallende Kosten tragen. Im Zentrum müssen dabei die Bedürfnisse der Betroffenen stehen, um

ihnen das Umfeld zu bieten, dass ihre individuelle Behinderung erfordert und um sich gemeinsam weiter auf die gesetzlich festgeschriebene Zielmarke zuzubewegen: gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe, zu der auch die Ausübung eines Wunsch- und Wahlrechts gehört. Dazu braucht es die Schaffung von mehr barrierefreiem Wohnraum, eine Nachfrage, die sich in Berlin in den kommenden Jahren verstärken wird, sowie eine Ausdifferenzierung der Angebote abseits starrer Begrifflichkeiten wie ambulant und stationär. Nur eine vielseitige Palette an Möglichkeiten kann Menschen mit Behinderung die Chance bieten, ihre Wünsche überhaupt erst realistisch zu formulieren. Es mag ein schwacher Trost sein, dass es gesamtgesellschaftlich immer mehr Menschen gibt, für die das Leben nicht wie ein Wunschkonzert klingt und deren Wohnsituation nicht im Entferntesten an ein Märchen erinnert.

Wie die eigenen vier Wände auch beschaffen sein mögen, wichtig ist das freudige und erleichterte Ausatmen, das sich bei jedem Menschen einstellen sollte, wenn er nach Betreten seiner Wohnung die Eingangstür hinter sich schließt: Endlich daheim!

**Sean Bussenius**  
WIR-Redaktion



## Mehr Transparenz für Wohnungssuchende

**V**olkhard Schwarz ist Arbeitsgruppenleiter im Integrationsamt beim Landesamt für Gesundheit und Soziales und verantwortlich für die Vermittlungsstelle der Abteilung II. Dort kann man sich auf die so genannten RB-Wohnungen bewerben, Wohnungen für Rollstuhlbenutzer. Für viele mobilitätseingeschränkte Menschen ist sie der erste Anlaufpunkt, wenn sie auf der Suche nach einer Wohnung sind, die mit ihrem Hilfsmittel ohne Hindernisse zu nutzen ist. Bis vor einem Jahr war die Vermittlungsstelle untrennbar mit dem Namen Heidrun Tannenbergs verbunden, die 15 Jahre lang dafür zuständig war, Rollstuhlbenutzern ein möglichst passendes Dach über dem Kopf zu besorgen. Mittlerweile ist Frau Tannenberg im Ruhestand, am Angebot ihrer ehemaligen Wirkungsstätte hat sich abseits der Personalie nichts geändert. „Unser Tagesgeschäft ist eine reine Vermittlungstätigkeit“, unterstreicht Schwarz. Menschen mit verminderter Mobilität können sich mit ihrem Gesuch in einer Datenbank registrieren lassen. Ihre Wünsche bezüglich Größe, Lage und Mietpreis sowie besondere Anforderungen an die Wohnung geben Bewerber dafür im Vorfeld in einem Bedarfsermittlungsbogen ab, der schriftlich oder telefonisch bestellt werden kann. Aus diesen Bewerberbögen entsteht die Nachfrageseite, auf der Angebotsseite ist Volkhard Schwarz darauf angewiesen, was Vermieter als bezugsfertige Objekte bei ihm melden. In der Regel sind es zu wenig. Mit saisonalen Unterschieden stehen sich monatlich rund 50 Bewerber und 15 freie Wohnungen gegenüber, mehrheitlich Objekte aus dem sozialen Wohnungsbau oder Wohnungen mit Belegungsbindungen aus Genossenschaftsbesitz. Auch in puncto Qualität des Wohnangebots könne die Vermittlungsstelle nur das weitergeben und mit den Gesuchen der Rollstuhlnut-

zern abgleichen, was Vermieter in ihren Beschreibungen angeben, erklärt Volkhard Schwarz. Eine Qualitätssicherung vor Ort sei aus personellen Gründen vom Integrationsamt nicht zu leisten. So stellt sich oft erst durch die Rückmeldung von Bewerbern, die bei jedem Vermittlungsversuch erfolgen soll, heraus, dass eine als barrierefrei angegebene Wohnung diesen Standard mitunter nicht erfüllt. In diesem Fall wird mit den Vermietern Rücksprache gehalten, völlig unzureichende Objekte, die laut Schwarz ungeachtet der Behinderntenfreundlichkeit gelegentlich auch unter die Rubrik „Zumutung“ fallen, werden aus der Datenbank gelöscht. Die übrigen Wohnungen finden alle neue Mieter, auch wenn diese sich angesichts des schmalen Angebots in einem anderen Bezirk als gesucht wiederfinden und das neue Zuhause sich nicht komplett mit den im Bewerberbogen geäußerten Wunschvorstellungen deckt. Die oft sehr unflexiblen Angaben bei der Bedarfsermittlung sind für Volkhard Schwarz ein möglicher Grund, warum

es bei manchen Bewerbern zu langen Wartezeiten auf eine Wohnung kommen kann. Manche haben beim Mietpreis und besonders der Lage zu unverrückbaren Vorstellungen. Ohne eine Angabe von Alternativkriterien fällt es der Vermittlungsstelle schwer passende Objekte auszumachen. Den Anspruch, die perfekte RB-Wohnung für sich zu finden, ist für Schwarz menschlich mehr als verständlich: „Jeder möchte in eine gute Gegend mit ausgebauter Infrastruktur und Einkaufsmöglichkeiten, in der Freunde und Familie gleich um die Ecke wohnen. Manche Bewerber scheinen aber auch zu denken, da wir zum Landesamt gehören,



müssen wir doch über unglaublich viele Wohnungen verfügen und wollen diese nur nicht an sie abgeben.“

Um allen Missverständnissen vorzubeugen, setzt die Vermittlungsstelle künftig auf Transparenz ihres für Bewerber und Vermieter kostenlosen Angebots. Ab dem 01.10.2006 sind alle eingehenden Wohnungsangebote im Internet tagesaktuell einzusehen. Volkhard Schwarz erhofft sich von dem neuen Service kürzere Wege für Bewerber, die momentan lediglich donnerstags für drei Stunden in die Vermittlungsstelle kommen können. Über die neue Website können sie direkt mit den Vermietern in Kontrakt treten. Und in noch einem sehr wichtigen Fall verspricht sich der Arbeitsgruppenleiter positive Effekte: „Viele Berater in den zuständigen Sozialämtern müssen Entscheidungen für Wohnkostenübernahmen treffen, wissen aber gar nichts über die tatsächli-

#### Kontakt:

Landesamt für  
Gesundheit und  
Soziales  
Abteilung II  
Integrationsamt  
Sächsische Straße  
28  
10707 Berlin  
Ab 1.10.2006:  
[www.  
rb-wohnungen.de](http://www.rb-wohnungen.de)

che Marktsituation. Anhand der konkreten Angebote können sie sich informieren und im Zweifelsfall vielleicht auch Mehrkosten bewilligen, wenn sie sehen, wie wenig es eigentlich gibt. Wir hoffen mit dem neuen Internetangebot die Wohnungsvermittlung auf mehrere Schultern zu verteilen.“ Für die Zukunft ist Volkhard Schwarz zuversichtlich, was die Entstehung von mehr barrierefreiem Wohnraum angeht. Gerade die Wohnungsbaugenossenschaften hätten den Bedarf erkannt und seien bemüht ihren Bestand mit Blick auf die wachsende Mieterschicht anzupassen. Wieviel barrierefreier Wohnraum in Berlin generell bereits zur Verfügung steht, lässt sich nicht in Erfahrung bringen. Barrierefreie Wohnungen werden bundesweit statistisch nicht erhoben.

*Sean Bussenius*

## Bei Interesse barrierefrei nach Maß

**I**m Zuge von Modernisierungsarbeiten richtet die Erste Wohnungsbaugesellschaft Berlin-Pankow (EWG) sich auf die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung aus. In zwei zehngeschossigen Plattenbauten in Berlin-Buch, erbaut 1980, will sie zehn Prozent der insgesamt 140 Wohnungen barrierefrei gestalten, als Grundlage für nachbarschaftliches Mischwohnen. Dafür wurden bereits die Eingangsbereiche der Objekte mit Automatikturen sowie die Fahrstühle mit behindertengerechten Bedienelementen ausgestattet und eine Rampenanlage installiert. In den Wohnungen werden Türen verbreitert, Fenstergriffe tief angebracht und nicht tragende Wände versetzt, um Platz zu schaffen. Es gibt ebenerdigen Balkonzugang und unterfahrbare Küchen. Fünf Prozent sind bereits baulich angepasst worden, bei den übrigen fünf Prozent haben Mieter mit Mobilitätseinschränkungen bei Interesse noch die Möglichkeit, aktiv die Gestaltung ihres zukünftigen Wohnraums nach ihren Wünschen mitzugestalten. Auch zwei Bäder,

mit Wanne und unterfahrbarer Dusche, sind so möglich. Die Kosten der Umbauten werden dabei über den künftigen Mietpreis abgerechnet. Je nach Aufwand der Anpassungen, fällt die Gesamtmiete entsprechend höher aus. Bei einer Wohnung mit durchschnittlichem behindertengerechten Umbauvolumen geht man von maximal 8 Euro pro Quadratmeter Warmmiete aus. Geplant sind Zwei- bis Dreiraum-Wohnungen zwischen 60 und 90 Quadratmeter.

*Ronald Budach/ Sean Bussenius*

#### Kontakt:

Erste Wohnungsbaugesellschaft Berlin-Buch eG  
Arkonastraße 45-49  
13189 Berlin  
Tel.: 030 – 477 00 6 –0  
Fax.: 030 – 477 00 6 – 11  
[www.ewg-pankow.de](http://www.ewg-pankow.de)

## Sensible Navigationshilfe

Lotse Berlin

Das Projekt ist einmalig. Entstanden aus Initiative verschiedener Träger unter Federführung des Senats, um für die Betroffenen Wege zu verkürzen und eine objektive Beratung zu gewährleisten, hat sich Lotse seit der Gründung im Jahr 1997 zur zentralen Anlaufstelle für Menschen mit Behinderung entwickelt, die in Berlin auf der Suche sind nach einer betreuten Wohnform, die zu ihrem Leben passt. Stationäre Wohnstätten, Wohngemeinschaften oder Betreutes Einzelwohnen, die Angebote aller Berliner Träger laufen bei Lotse auf. Doris Brandt, Margarete Sohr und Brigitte Steinberg, drei der Ansprechpartnerinnen aus den insgesamt vier nach Regionen über die Stadt verteilten Beratungsstellen, verweisen im Gespräch auf die vielen feinen Zwischentöne, die es bei der Vermittlung eines Bewerbers für eine passende Wohnbetreuung zu beachten gibt.

Durchschnittlich suchen jährlich 1000 Menschen bei Lotse Rat, vorrangig Klienten mit geistiger, körperlicher oder Mehrfachbehinderung. Nach dem ersten telefonischen Kontakt wird neben der regionalen Zuständigkeit der entsprechenden Lotse-Stelle versucht vorab zu klären, was sich der betreffende Mensch in seiner speziellen Situation wünscht und benötigt. Auf der Website von Lotse erhält der Antragsteller bereits einen Erhebungsbogen, um für sein Profil Fähigkeiten und Unterstützungsbedarf im Vorfeld zu umreißen. Anschließend wird ein persönliches Gespräch verabredet, auch Hausbesuche sind möglich. Lotse vermittelt betreutes Wohnen gemäß der Leistungen zur Eingliederungshilfe. Stellt sich im Gespräch heraus, dass der Bedarf einer Person vorrangig im Bereich Pflege besteht, wissen die Beraterinnen aber auch dann meist weiter.



Die Biografien der Wohnplatzsuchenden sind sehr unterschiedlich. Einige möchten von stationären Bereichen in ambulante Formen wechseln, manche kommen in ihrer eigenen Wohnung nicht mehr allein zurecht, andere wohnen noch im familiären Umfeld. Alle suchen jedoch Hilfestellung für eine Veränderung ihrer persönlichen Situation, um nach ihren Wünschen leben zu können. Diese Wünsche herauszufinden und sie unter Berücksichtigung der gesetzlichen Rahmenbedingungen in einem konkreten Angebot zu verorten, ist die sensible Aufgabe, vor der das Lotse-Beratungsteam steht. Ein Prozess, der viel Einfühlungsvermögen, die Erfahrung, was bei den unterschiedlichen Trägern möglich ist, und nicht zuletzt Zeit benötigt. Bereits das Formulieren der eigenen Bedürfnisse fällt oft schwer, was nicht an der jeweiligen Behinderung der Klienten liegen muss: „Für viele ist es nicht leicht

zu sagen, wenn sie etwas nicht allein bewerkstelligen können. Oft klingt das für sie selbst wie eine Niederlage“, berichten die Beraterinnen. Vom Erstgespräch bis zur Vermittlung eines Bewerber vergehen manchmal wenige Tage, manchmal aber auch gut zwei Jahre. Nicht immer passen die Angebote der Träger auch hundertprozentig zu den Vorstellungen der Bewerber oder Plätze sind im gewünschten Bezirk nicht verfügbar. Dann heißt es, Kompromisse zu suchen und herauszufinden, was der Person bei der gesuchten Wohnform am Wichtigsten ist, woran mitunter das Selbstwertgefühl hängt. Versorgungslücken, die sich bei der Vermittlungssuche für bestimmte Personenkreise auftun, werden der Senatsverwaltung angezeigt, die wiederum Träger, die im Begriff sind ein neues Wohnangebot zu realisieren, vorab an Lotse verweist, um dort praxisnah zu erfahren, ob für das angedachte Angebotskonzept in Berlin generell Bedarf besteht.

Das Lotse-Team begleitet die Wohnplatzsuchenden in allen Phasen ihres Entscheidungsprozesses und darüber hinaus. Da besonders der Kostenträger regelmäßig

überprüft, ob sich die im Rahmen einer betreuten Wohnform erbrachten Maßnahmen noch mit den Gutachten zu Bedarf und Fähigkeiten eines Klienten decken, heißt es auch den Wechsel der Person von einer Wohnform in die andere individuell zu unterstützen. Wünsche, Bedarf, Angebote und Kosten in Einklang zu bringen, erfordere oft überaus kreatives Handeln, berichten die drei Beraterinnen aus ihren langjährigen Erfahrungen, denn bei weiter steigenden Ausgaben für Eingliederungshilfe werde zunehmend unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten auf die Klienten geschaut. Umso wichtiger ist es, dass die individuellen Wünsche der unterschiedlichen Menschen der Mittelpunkt der Beratungsleistung von Lotse bleiben.

**Sean Bussenius**

**Kontakt:**

Lotse Berlin  
Telefonischer Erstkontakt  
unter 01803 - 24 17 24  
[www.lotse-berlin.de](http://www.lotse-berlin.de)



## Etwas fehlt sonst immer

Pionierkonzept mit problematischer Prognose:  
das Johanniter-Haus Britz

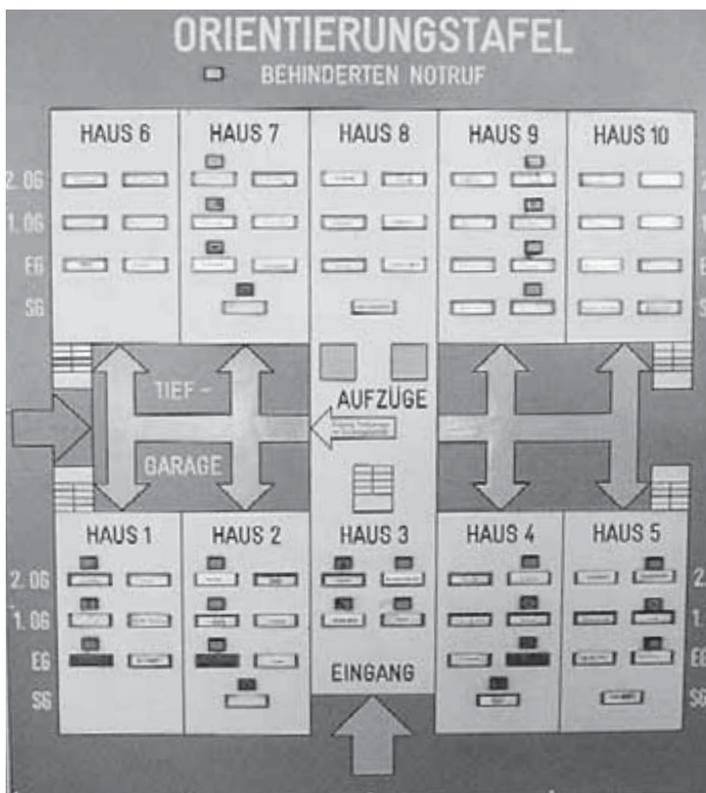
Der erste Eindruck täuscht. Von außen betrachtet, könnte der weinrot gestrichene Wohnklotz an der Neuköllner Buschkrugallee mit dem großen Ordenszeichen der Johanniter über dem Eingangsbereich auch ein Pflegeheim sein. Auch Manuela und Michael Prestel erinnern sich noch gut an ihre ersten Eindrücke vor ihrem Einzug: „Wir sind am Abend vor der Besichtigung draußen herumgefahren, um uns mal umzuschauen. Ein Fenster zur Straße hin war erleuchtet, und dahinter konnte man eine Ordensschwester erkennen. Wir waren ein bisschen verwundert. ‚Was ist das denn hier?‘, dachten wir.“ Dass diese Ordensschwester lediglich zu Besuch bei einer Hausbewohnerin war, fanden die Prestels kurz darauf heraus, und auch, wie perfekt das Konzept des Johanniter-Hauses zu ihren Bedürfnissen passt.



### Familie im Rollstuhl sucht...

Mit der Geburt ihrer Tochter war es den Prestels in ihrer behindertenfreundlichen Wohnung im Nikolaiviertel zu eng geworden. Die Zuversicht, nach dem Mauerfall auf dem gesamtberliner Wohnungs-

markt eine größere barrierefreie Wohnung zu finden, wich schnell der Ernüchterung. Die Vermittlungsstelle des Senats konnte ihnen kein Objekt vermitteln, da RB-Wohnungen, die Platz für zwei oder mehr Rollstuhlfahrer bieten, selten sind – bis heute. Durch einen privaten Tipp stießen sie auf das Johanniter-Haus. Dort fanden sie nach ihrer ersten Besichtigung nicht nur eine überraschend ruhige und geräumige Wohnung im Hinterhaus, mit Blick ins Grüne und Balkon, sondern vor allem ein Gesamtkonzept vor, das detailliert für Menschen mit Mobilitätseinschränkungen entworfen worden war. Manuela und Michael Prestel waren sich nach den ersten Rundfahrten in ihren Rollstühlen schnell einig: „Dit isses!“ Angeschaut hatten sich die beiden viele Objekte. „Da war durchaus auch Interessantes dabei, aber etwas fehlte da immer. Manchmal war eine RB-Wohnung barrierefrei und gut befahrbar, aber ich konnte meinen Nachbarn nicht besuchen, weil nach oben nur eine Treppe führte. Oder es gab keine ausreichenden Stellplätze. Da wir einen ziemlich großen ‚Fuhrpark‘ haben, mussten wir wissen, wo wir die Rollstühle lassen. Auch das ist hier



gut gelöst.“ Im Vorflur ihrer Wohnung haben die Prestels einen Platz zum Umsetzen. Mittlerweile wohnen sie seit zwölf Jahren in Britz und wissen auch warum. „Wir fühlen uns hier wohl und kommen selbstbestimmt zurecht. Wir haben Gemeinschaft, Barrierefreiheit und können uns im ganzen Haus bewegen. Hier wurden damals schon Probleme gelöst, über die man heute noch ausgiebig streitet.“

### Barrierefreiheit Baujahr '84

Ausreichend Verkehrsflächen für Rollstühle, Automatiktüren, Durchlade-Fahrstühle, mit denen man auf jede Etage gelangt, unterfahrbare Küchen, am unteren Fensterrahmen angebrachte Griffe oder die nur für Rollstuhlfahrer vorgesehene Mülltonne in der entsprechenden Höhe. Es gibt viele kleine wie große Beispiele, die Michael Prestel immer wieder gern zeigt, um die akribisch durchdachte Planung zu demonstrieren, die angesichts des Alters des Gebäudes erstaunt. Erbaut wurde das Haus 1984, zu einem Zeitpunkt, als Barrierefreiheit alles andere als Tagesgeschäft bedeutete. Bis heute musste Familie Prestel in ihrer Wohnung keine Umbauten oder Anpassungen vornehmen. Sicherlich gibt es mittlerweile modernere Installationen, z. B. funkgesteuerte Türöffnungssysteme statt der in Britz verbauten Schlüsseltaster, aber wenn etwas funktioniert „muss man das Rad ja nicht immer neu erfinden“, meint Michael Prestel.

Wenn man Menschen mit Mobilitätseinschränkungen bei der Durchführung der Baumaßnahmen auch vorrangig im Visier hatte, so sollte das Britz-Haus aber keine Wohnstätte für ausschließlich Körperbehinderte werden. Vorgesehen war von Beginn an ein generationsübergreifendes Mischwohnen mit nachbarschaftlicher Nähe, bei dem jeder nach seinen Bedürfnissen leben sollte, Behinderte wie Nicht-Behinderte. Gerade diese Vielfalt schätzen auch die Prestels sehr. Der Altersschnitt im Haus reicht von fünf bis 90 Jahren, es gibt verschiedene Kulturen, un-



terschiedliche Religionen. Jeder kann hier die Tür hinter sich zu machen oder bei Interesse an den verschiedenen Freizeitangeboten teilnehmen, die es im Haus gibt. In einem Gemeinschaftsraum finden u. a. Gottesdienste statt und weitere Aktivitäten, die die Johanniter zusammen mit den Mietern planen. Aus Initiative der Anwohner entstehen Grillabende, Weihnachtsfeiern und Feste, oder man verreist zusammen, wobei man in den Prestels die richtigen Experten an der Hand hat. Das Ehepaar arbeitet seit Jahren im Bereich barrierefreies Reisen.

Der Faktor Nachbar ist zentral bei der Konzeption des Hauses. Das vorhandene Notrufsystem, das in den behindertengerechten Wohnungen installiert ist, setzt über ein akustisches Signal und eine Warnleuchte außen an der Wohnung auf die gegenseitige Aufmerksamkeit der Bewohner, die im Notfall Hilfe verständigen sollen. Es läuft bei keiner zentralen Stelle auf. Auch die Aufteilung des Gebäudes erfolgte im Hinblick auf ein gemischtes nachbarschaftliches Miteinander. Vorder- und Hinterflügel gliedern sich von Souverain bis zum 2. Obergeschoss in zehn Häuser mit insgesamt 63 Wohnungen. 23 davon sind barrierefrei. Behindertengerechte und Standardwohnungen liegen nebeneinander und sind über den Komplex verteilt. Alle Ebenen sind über Fahrstühle und überdachte Wege im Innenhof

und auf den Etagen miteinander verbunden. So können Manuela und Michael Prestel jeden Bereich im und um das Haus im Rollstuhl erreichen, die oberen Etagen, den Garten mit Kinderspielplatz oder die Tiefgarage, die mit breiten Parkbuchten und einem Strickleitersystem an der Fahrtürseite Menschen mit Behinderung auch das selbständige Ein- und Aussteigen mit ihrem Auto ermöglicht. Das alles ist Familie Prestel die über die letzten zwölf Jahre merklich gestiegene Mietwert. Ursprünglich war Neukölln nicht unbedingt ihre Wunschgegend, auch an die „Westmentalität“ musste sich die Familie aus dem Osten erst gewöhnen. Mittlerweile fühlt sie sich, gerade durch das nahe Grün mit Britzer Garten und Teltowkanal, jedoch sehr wohl, lediglich die optimale Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr lässt noch auf sich warten. Der in Sichtweite liegende U-Bahnhof Blaschkoallee wird vorerst keinen Fahrstuhl erhalten. Zwischenzeitlich haben die Prestels schon einmal darüber nachgedacht umzuziehen. „Es gibt aber keine Alternative mit einem vergleichbaren Gesamtkonzept“, meint Michael Prestel.

### Gutes Konzept mit schwieriger Perspektive

Die Zufriedenheit der Mieter ist sicherlich die beste Rückmeldung, die ein Vermieter bekommen kann. Für die Wohnungen aber Mieter zu finden, gestaltet sich zunehmend schwierig. Frank Würger von der FDS Gewerbebetriebs mbH der Fürst Donnersmarck-Stiftung, die das Objekt als Haus-



verwaltung betreut, hält dafür mehrere Gründe für ausschlaggebend. Neben dem nicht gerade zentralen Standort mit eher dünner Infrastruktur an Geschäften verspricht die Lage an der Kreuzung zweier vierspuriger Straßen lediglich den Bewohner des Hinterhauses ein ruhiges Wohnen – auch Michael Prestel räumt ein, eine Wohnung zur Straßenseite wäre für ihn und seine Familie nicht in Frage gekommen. Zum anderen sei es die Größe der Wohnungen, die Probleme bereitet. Ob behindert oder nicht behindert, Mieter, die aus sozialschwachem Milieu stammen, bekommen oft keine Kostenübernahmen seitens des Amtes bewilligt. Auch bei der Berücksichtigung des entsprechenden Mehrbedarfs eines Rollstuhlfahrers sind die barrierefreien Apartments zu groß für die bewilligungs-

verwaltung betreut, hält dafür mehrere Gründe für ausschlaggebend. Neben dem nicht gerade zentralen Standort mit eher dünner Infrastruktur an Geschäften verspricht die Lage an der Kreuzung zweier vierspuriger Straßen lediglich den Bewohner des Hinterhauses ein ruhiges Wohnen – auch Michael Prestel räumt ein, eine Wohnung zur Straßenseite wäre für ihn und seine Familie nicht in Frage gekommen. Zum anderen sei es die Größe der Wohnungen, die Probleme bereitet. Ob behindert oder nicht behindert, Mieter, die aus sozialschwachem Milieu stammen, bekommen oft keine Kostenübernahmen seitens des Amtes bewilligt. Auch bei der Berücksichtigung des entsprechenden Mehrbedarfs eines Rollstuhlfahrers sind die barrierefreien Apartments zu groß für die bewilligungs-

fähigen Wohngeld-Regelsätze. Die größte Wohneinheit hat vier Zimmer und misst 127 Quadratmeter. Sie steht leer, wie viele andere Wohnungen auch. So bleibt das Haus aus Kostengründen oft den Menschen vorenthalten, auf deren Bedürfnisse man bei der Planung besonders geachtet hatte, eine Situation, die in den kommenden Jahren noch heikler werden wird und die Johanniter als Träger vor ernsthafte Probleme stellt. Entstanden war das Projekt Britz-Haus mit Fördermitteln des sozialen Wohnungsbau. Mit Berlins Ausstieg aus dem Förderprogramm droht 2014 der Wegfall dieser Zahlungen. Das Ergebnis wäre ein sprunghafter Anstieg der Mieten. Dr. von Livonius, Aufsichtsratsmitglied im Johanniterorden: „Nur mit dieser Förderung war es möglich, dieses Haus mit seinen vielen erheblichen technischen Zusatzaufwendungen so zu halten, dass auch die Mieten vertretbar waren. Allein durch private Beiträge lässt sich so etwas nicht mehr tragen, alles steht und fällt durch staatliche Hilfen.“ Im Hinblick auf den demografischen Wandel und den erwar-

#### Kontakt:

Johanniter-Haus  
Berlin  
Gemeinnützige  
Wohnungsgesell-  
schaft mbH  
Buschkrugallee 131  
12359 Berlin

Ansprechpartnerin:  
Sieglinde Roicke

Telefon:  
03372 – 411 4475  
Fax.:  
03372 – 411 4648

[www.johanniter.de](http://www.johanniter.de)

teten Bedarf, der für eine zunehmend alternde Gesellschaft in Berlin besonders im Bereich alters- und behindertengerechtes Wohnen prognostiziert wird, erhofft sich von Livonius alternative Fördermöglichkeiten, mit denen der Staat sich dieser Situation stellt. Von dem Konzept sei man seitens der Johanniter weiterhin überzeugt, auch wenn Dr. von Livonius einräumt, dass es 22 Jahre nach Eröffnung des Hauses mittlerweile eine Menge Konkurrenz auf dem Anbietermarkt gibt. Anbieter, die vielleicht über attraktivere Standorte mit ergänzenden Angeboten verfügen. Stationäre Pflege- und Assistenzangebote mit 24-Stunden-Bereitschaft könnten eventuell Möglichkeiten sein, um Finanzierungslücken zukünftig über besondere Dienstleistungen zu schließen. Momentan versteht sich das Britz-Haus bewusst ausschließlich als Mieterresidenz. Menschen mit Pflege- und Assistenzbedarf beziehen ambulante Hilfen, bei denen sie ihren Dienstleister völlig frei wählen können. Ein Angebot speziell der Johanniter wird vor Ort im Haus nicht angeboten. Zur Zeit gebe es noch kein endgültiges Konzept für die Zukunft des Johanniter-Hauses, erklärt Dr. von Livonius: „Wir müssen uns Gedanken machen, wie das Ganze finanziell funktioniert, anderenfalls kann auch die beste soziale Einrichtung nicht sozial wirken. Wir werden aber eine Lösung finden.“ Familie Prestel müsse sich jedenfalls keine Sorgen machen, vielleicht eines Tages unfreiwillig umziehen zu müssen.

*Sean Bussenius*



**DIE  
JOHANNITER.**





## Von der Wohn- zur Hausgemeinschaft

Wohnen im Hundertwasserhaus

**E**in reich bepflanzt, überdachtes Treppenhaus erwartet den Besucher in der Köpenicker Straße 191. Lange Rampen mit Geländern zerteilen das riesige, mehrstöckige Gelände und es ist schwül wie in einem Gewächshaus. Auf den zweiten Blick sind Hausfasaden sichtbar. Hinter diesem tropisch anmutenden Grün sind kleine Flure angelegt, von denen man in helle Wohnungen gelangt. Die Rede ist von einem Mietshaus der GSW in Kreuzberg, in dem der Verein Pro Horizonte für Selbstbestimmtes Leben und das AHK Pflegeteam Mietern selbstständiges Wohnen mit Pflege

*WIR-  
Redaktionsmitglied  
Ronald Budach auf  
Erkundungsfahrt im  
Hundertwasserhaus*

anbietet. Entworfen wurde das Haus vom österreichischen Künstler Friedensreich Hundertwasser.

Wir sprechen mit Dirk Trüller vom Verein Pro Horizonte für Selbstbestimmtes Leben und mit Beatrice Gaffrey vom AHK Pflegeteam. Sie schildern uns die Idee des Hauses, in dem seit April dieses Jahres zehn Mieter mit unterschiedlichen Behinderungen oder Erkrankungen jeweils in einer eigenen Wohnung leben. Der Verein Pro Horizonte kümmert sich seit einigen Jahren um eine Wohngemeinschaft für an Multiple Sklerose erkrankte Menschen in der Neuköllner Weserstraße. Die Nachfrage an Wohnplätzen ist groß. Darüber hinaus kam aus den Reihen der Selbsthilfegruppen der Wunsch, den behinderten oder erkrankten Menschen Wohnen in eigenen vier Wänden anzubieten. In dieser Situation erfuhr Pro Horizonte von leer stehenden Wohnungen der GSW in ehemaligen Senioreneinrichtungen. Pro Horizonte schloss ein Mietvertrag mit der GSW und gibt die Mietkosten eins zu eins an die Mieter weiter. Die Bedingungen sind ideal, die Apartments klein und hell. Den Pflegedienst kann der Mieter vom AHK Pflegeteam bekommen.

So leben Menschen mit Multipler Sklerose, Chorea Huntington, Schlaganfall und weiteren Einschränkungen in der Köpenicker Straße. Das AHK Pflegeteam hat Kunden mit unterschiedlichen Pflegestufen und dementsprechendem Pflegebedarf. „Das Wohnen in einem gemeinsamen Haus macht eine 24-Stunden-Bereitschaft von uns aus möglich“, schildert Beatrice Gaffrey die Pflegebedingungen. Und wenn sich der Gesundheitszustand eines Mieters verschlechtert, kann sein erhöhter Pflegebedarf vom Pflegeteam aufgefangen werden. Auch Umbauten in der Wohnung für den Rollstuhlfahrer sind möglich, so dass der Mieter in der Wohnung verbleiben kann, auch wenn sich seine persönliche Situation ändert. „Wir schauen uns gemeinsam die Wohnung an

und entscheiden, welche Umbauten gemacht werden müssen“, so Gaffrey.

Privatsphäre und Sicherheit scheinen die Hauptmotive der Mieter hier zu sein. Angela Pfeil lebt in einer der fast dreieckig geschnittenen Wohnung. Sie ist bettlägerig und hat bisher bei ihrem Bruder gewohnt. Nun genießt sie zum ersten Mal Privatsphäre in ihren eigenen vier Wänden, die in warmen Orangetönen gehalten sind, und fühlt sich gut versorgt.

Andrea Rülecke lebte zuvor mit einer älteren Dame in einem Zwei-Bett-Zimmer in einem Pflegeheim. Jetzt wohnt die junge Sinologin in einer eigenen Wohnung und kann auch wieder ungestörten Besuch von ihren Kindern empfangen.

„Manche möchten einfach noch einmal den Versuch starten, in einer eigenen Wohnung zu leben“, beschreibt Beatrice Gaffrey die Entscheidungen der Bewohner für einen Umzug in die Köpenicker Straße. „Ein junger Mann mit MS und Pflegestufe 1 hat sich zusammen mit seiner Pflegerin für unser Wohnprojekt entschieden. Es war abzusehen, dass der Pflegebedarf steigen würde und ein Einzug in ein Heim war nicht erwünscht“, ergänzt Dirk Trüller die Angebotslücke, die der Verein mit dieser Wohnform schließt.

Setzt der Kostenträger und das Sozialamt dem individuellen Wohnen von Menschen mit Behinderungen oft Grenzen, ist das in diesem Haus anscheinend nicht der Fall. Als Pro Horizonte dem Bezirk Kreuzberg 2005 sein Konzept vor-

#### Kontakt:

Pro Horizonte  
Selbstbestimmt  
Wohnen e.V.  
Reichenberger Str.  
176, 10999 Berlin  
Tel.:  
030 – 5682 1720  
Fax:  
030 – 5682 2894

stellte, einigte man sich auf eine Abrechnungsform nach Stunden und nur in seltenen Fällen nach Modulen. Dadurch kann der Pflegedienst kostengünstig den Pflege- und Versorgungsbedarf der einzelnen Mieter sicherstellen und die Erreichbarkeit rund um die Uhr ermöglichen.

Pro Horizonte hilft einzelnen Mietern über Spenden bei der Einrichtung der Wohnungen. „Oft haben einzelne Mieter durch ihren Heimaufenthalt kaum eigene Möbel“, schildert Dirk Trüller das Engagement. Die Anschaffung von Geschirrspül- und Waschmaschinen erleichtern Sponsoren. Auch der Gemeinschaftsraum, dessen Miete sich die Menschen hier teilen, ist mit gediegenen gespendeten Möbeln eingerichtet. Hier finden Sommer- oder Grillfeste statt und es kann gemeinsam gegessen werden. „Jeder kann sich entscheiden, wie viel Gemeinschaftsleben er braucht und wann er sich in seine Wohnung zurückziehen möchte“, meint Dirk Trüller.

Noch ist Wohnraum vorhanden. Wie finden Dirk Trüller und Beatrice Gaffrey zusammen mit ihren Kollegen weitere Mieter? „Wir besuchen die Interessenten in ihren bisherigen Wohnungen, sei es zu Hause oder im stationären Bereich, und schauen gemeinsam, ob ein Wohnen im Hundertwasserhaus für denjenigen passend ist oder nicht“, schildert Beatrice Gaffrey die Sondierungsgespräche. Dort werden die Wünsche besprochen, die der Einzelne an seinen Umzug in eigene vier Wände knüpft. Oft schauen sich die Interessenten gemeinsam mit Angehörigen die Wohnungen an und sind meist begeistert. In weiteren Gesprächen stellt sich zuweilen heraus, dass der Betreuungsbedarf über die pflegerische Assistenz hinausgeht. „Das Leben in dieser Hausgemeinschaft bedeutet, dass hier jeder seine eigene Verantwortung und Selbstständigkeit wahrnehmen muss“, bestätigen unsere Gesprächspartner zum Abschied.

*Ursula Rebenstorf*



## Es hat Ähnlichkeit mit einer Familie

Wohnen im Haus Havelland des Johannestifts

**B**evor Ursula Micheel in das Spandauer Johannesstift zog, lebte sie in Kolrep bei Kyritz. Dort hatte sie von den Möglichkeiten des Wohnens in einer Wohngruppe im Simonshof erfahren.

Frau Micheel benötigt die „Absicherung ihrer Lebensumwelt“ und wollte daher in einer Einrichtung leben, die ihr viel Sicherheit mit einem großen Maß an Freiheit bot. Denn ihre fortschreitende Behinderung mit dem zunehmenden Angewiesensein auf Assistenzdienste bereitet ihr Sorgen. „Es war eine Kopfentscheidung hierher zu ziehen.“ Sie möchte nicht alleiniger Arbeitgeber sein, sondern lieber ein gutes Team um sich haben, das sie kennt. Finanziert wird ihre Wohnform über Eingliederungshilfe.

Ein weiterer Grund für den Umzug nach Berlin war die perfekte Anpassung des Wohnumfelds auf ihre Bedürfnisse. Da helfen z. B. die funkgesteuerten Automatikturen am Eingang und im Zimmer. Im selben Haus wohnen auch nichtbehinderte Menschen, „ganz normale Familie mit Konflikten, mit Glück und Leid. Der Stift bietet den Vorteil, dass sich das ganz normale Leben vor der Tür abspielt. Hier leben rund 2000 Menschen, auf dem Dorf, aus dem ich stamme, 130.“

Der geschützte Rahmen der Wohnung sei ihr wichtig, er helfe ihr, so weit wie möglich selbstständig zu sein. Sie erhält sich ihre Selbstständigkeit durch präzise Absprachen und durch ihre Fähigkeit ein guter Organisator zu sein. „Wenn ich genau weiß, wo das liegt, was ich von dem Mitarbeiter brauche, kann ich gezielt sagen, was ich will und so die Zeit, die ich



benötige, verkürzen.“ In ihrem 20 Quadratmeter großen Zimmer, zu dem auch ein Bad gehört, hat sie sich gemütlich eingerichtet: Bett mit freundlicher Tagesdecke, Tisch mit Stühlen, Fernseher, viele Pflanzen und ein Regal voller Bücher. Sie fühlt sich wohl.

Als Mitglied im Bewohnerbeirat kümmert sich Frau Micheel seit zehn Jahren engagiert um die Belange der Mitbewohner und ihre eigenen. Dazu gehören Themen wie Mitarbeiterwechsel, bewohnerbezogene Medikamentenverwaltung oder auch „Beziehungskisten zwischen Bewohnern.“ Manchmal sucht sie den Kontakt zur Heimleitung, um in einer konkreten Auseinandersetzung zur Klärung und Wahrung der Interessen der Bewohner zu kommen. Übrigens ist für sie das Wort „Heim“ ein gutes Wort, auch wenn es heute oft negativ besetzt sei.

„Die Arbeit der Mitarbeiter muss transparent sein. Wenn mir etwas suspekt ist, frage ich nach, ob etwas nicht doch machbar ist, was zuerst abgelehnt wird. Es ist manchmal schon schwer, Dinge einzufordern, die man nicht selbst machen kann“, erzählt die Bewohnerin im Haus Havelland, das genau gegenüber dem Edeka-Laden liegt, den sie gerne besucht.

„Hier drehe ich mich nicht um mich selbst, sondern habe eine Aufgabe,“ berichtet die ehemalige Prignitzerin, die jetzt bekennende Berlinerin ist. „Denn auf dem Dorf ist vieles nicht zu machen. Dort konnte ich nicht sehr weit mit den Elektrorollstuhl fahren. Hier habe ich den Berliner Sonderfahrdienst und bin nicht immer auf meine Verwandten angewiesen.“

Dennoch hält sie Kontakt zu den Menschen aus ihrer Heimat. Sie telefoniert täglich und erhält auch Besuch, den sie in ihrem Zimmer übernachten lassen kann. „Dann wird ein Gästebett aufgestellt, und ich Sorge für meine Gäste.“

Für sie hat das Leben in der Wohngruppe, zu der auch eine große Küche und ein ansprechendes Wohnzimmer gehört, „viel Ähnlichkeit mit dem Leben in einer Familie. Man kann nicht immer alles machen, wann man will, denn man muss

sich absprechen.“ Und sie freut sich jeden Morgen auf das gemeinsame Frühstück in der Gruppe.

Alle vier Jahre stellt sich Ursula Micheel erneut zur Wahl und wurde bisher immer wieder gewählt. Sie möchte gerne weiter im Haus Havelland wohnen. „Denn für mich ist das die richtige Lebensform, die beste Alternative, ich bin zu jung für ein Alten- oder Pflegeheim.“

**Thomas Golka**

## Wie wohnt es sich stationär?

*Herr Krolow, Sie wohnen seit einem Jahr im Fürst Donnersmarck-Haus auf der Gruppe 11. Wie empfinden Sie Ihre gegenwärtige Wohnsituation?*

Sie ist in Ordnung. Sie ist aber vor allem für mich in Ordnung, weil ich weiß, dass ich in wenigen Monaten in eine eigene Wohnung ziehen werde. Das Wohnen hier ist adäquat zu meiner derzeitigen Lebenssituation. Ich brauchte die 24-stündige Unterstützung nach meinem Schlaganfall und die Nähe zu den Therapeuten ist mehr als sinnvoll für mich. Aber für die Zukunft wünsche ich mir wieder mehr Privatsphäre.

*Wo werden Sie hinziehen?*

Ich habe, mit der Unterstützung von Freunden, eine Wohnung in meinem alten Kreuzberger Kiez angemietet. Die Wohnung hat zwei Zimmer und befindet sich im Erdgeschoss. Ich bin ja nun auf den Rollstuhl angewiesen und brauche eine Wohnung mit rollstuhlgerechtem Zugang. Was behindertengerechtes Wohnen bedeutet, habe ich im Fürst Donnersmarck-Haus erfahren.

*Haben Sie daran gedacht in eine Wohngemeinschaft zu ziehen?*

Nein, das Leben auf der Gruppe hat mir vor Augen geführt, dass ich kein Gruppenmensch bin. Wir sind eine Gemeinschaft, die nicht auf der Grundlage von Sympathie, sondern aufgrund der ähnlichen Lebenssituationen zustande kam. Es ist ohne Zweifel gut mit Menschen eine Weile zusammen zu sein, denen Ähnliches widerfahren ist. Aber eigentlich seh-

ne ich mich nach Menschen, vor allem beim „Wohnen“, bei denen die gemeinsame Grundlage Sympathie ist.

*Haben Sie im Haus engere Kontakte knüpfen können?*

Es gibt einige Personen, mit denen ich mich gelegentlich austausche, aber viele der Bewohner haben einen völlig anderen Hintergrund und andere Interessen. Nicht mit jedem möchte ich mich austauschen, dann gehe ich auf mein Zimmer oder auch ins Grüne. Die gemeinsamen WM-Abende habe ich jedoch genossen.

*Ihr Zimmer ist nur spärlich eingerichtet. Warum?*

Ich mag das Sachliche. In meiner alten Wohnung war es nicht viel anders. Ich bin Fotograf und habe viele Fotos in meinem Leben geschossen, Sie werden jedoch keines davon an meinen Wänden finden. Ich möchte im Kopf frei bleiben. Das ist geblieben.

*Wird Ihre neue Wohnung sich von der alten unterscheiden?*

Ja, ich brauche mehr Platz. Mir wird es jetzt schnell zu eng. Womöglich werde ich in der neuen Wohnung mehr auf Gemütlichkeit achten, da ich sicher mehr Zeit darin verbringen werde. Auf jeden Fall möchte ich wieder eine Dunkelkammer einrichten, diese fehlt mir hier auch.

**Maren Müller**



## Nische mit Nachbarn

Das Lebenswege-Apartmenthaus

Die Idee existierte schon lange in den Köpfen, verrät Carsten Krüger. Er betreut die Wohnangebote des Anbieters Lebenswege Wohnprojekte gGmbH. Neben Wohnverbundprojekten mit Betreutem Einzelwohnen und Wohngemeinschaften gehört auch ein stationäres Wohngruppenheim in Spandau zur Angebotspalette, und gerade dort ergaben sich viele Erfahrungen, die den Bedarf eines speziellen Wohnangebots immer wieder deutlich machten. Manche Personen ziehen ins Heim, auch wenn deren Aufenthalt dort von Beginn an als befristet eingeschätzt wird. Doch wohin anschließend, wenn die Personen außerdem den großen Wunsch haben, allein zu leben? Die Idee des Lebenswege-Apartmenthauses zielte daher von Beginn an auf einen Kreis von Menschen mit Behinderung, die einen sehr hohen Pflege- oder Betreuungsbedarf haben, auch zur Nachtzeit, aber die Möglichkeit eines möglichst selbstbestimmten Lebens in den eigenen vier Wänden nicht missen wollten.

Als in einem benachbarten, teilweise leer stehenden Altbau ein Vermieter nach neuen Nutzern eines ehemals gewerblich genutzten Hinterhauses suchte, wurde aus der lange angedachten Idee Realität: Ein Haus, in dem Menschen mit Behinderung selbständig in ihrer eigenen Wohnung nachbarschaftlich nebeneinander leben und Assistenz und Pflege zu flexiblen Zeiten abrufen können.

Das Objekt in der Gubener Straße im Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg erfüllt alle Bedingungen, die man bei der Planung als Voraussetzungen für das Konzept des Apartmenthauses angelegt hatte, auch eine gute Infrastruktur und eine intakte Nachbarschaft sind vorhanden. Für die barrierefreie bauliche Anpassung fand sich ein Architekt, der mit nicht übermäßigem Aufwand die vorhandene Fläche neu auf-



Carsten Krüger

teilte. Menschen mit Behinderung wurden in die Planung miteinbezogen. Bei den Umbauten habe man sich nicht zu hundert Prozent nach der DIN-Norm richten können, so Carsten Krüger, was bei Altbauten – aufgrund des vorhandenen Baukörpers – auch nicht immer möglich sei. Den-

noch wurden auf den drei Etagen, auf denen die Apartments liegen, Wohnlösungen verwirklicht, in denen selbst Menschen mit erheblichen Mobilitätseinschränkungen ohne Probleme ihr Leben leben können. Entstanden sind im Erdgeschoss sowie im ersten und zweiten Geschoss des Hinterhauses elf Ein- und Zweiraum-Apartments mit einer Größe zwischen 35

und 60 Quadratmetern. Bis heute gebe es bei der barrierefreien Anpassung noch die eine oder andere Kinderkrankheit, verrät Krüger, der die Zeit bis zur Einweihung als nicht ganz stressfrei erlebt hat, wenn er an so manches Scharmüt-



zel mit allen Beteiligten denkt. Im April 2006 konnte das Apartment feierlich eingeweiht werden. Jetzt konnten die Mieter kommen.

Die musste Carsten Krüger nicht lange suchen. Lediglich wenige Anrufe bei anderen Trägern sowie eine Meldung beim Projekt Lotse waren nötig, um nach kürzester Zeit rund 50 Bewerber auf die elf Apartments zu haben. Bei der Auswahl der Bewerber schaute man besonders dar-

auf, dass diese zu der im Vorfeld anvisierten Personengruppe mit erhöhtem Pflege- und Assistenzbedarf gehörten, die durch die Möglichkeiten des Angebots vielleicht das erste Mal die Chance hatten, allein zu wohnen. Einige Bewerber waren lediglich auf der Suche nach einer schöneren Wohnung.

Alle Bewohner der Apartments sind Hauptmieter in ihrer Wohnung. Die Kosten für die Vermietung werden direkt an die jeweiligen Kostenträger weitergereicht und demnach auch so kalkuliert, dass sie auch vom Sozialamt bewilligt werden können. Die Lebenswege für Menschen mit Behinderungen gGmbH als Gesellschafter der Lebenswege Wohnprojekte gGmbH hat mit dem Eigentümer einen Pachtvertrag über 20 Jahre geschlossen. Die Mietsache liegt somit bei einer anderen Gesellschaft. Die Assistenz liegt bei der Lebenswege Wohnprojekte gGmbH – somit sind Mietsache und Wohnen mit Assistenz von einander getrennt. Einnahmen für das Projekt lassen sich über die Dienstleistungsseite erzielen. Natürlich freut es Carsten Krüger, wenn die Bewohner sich für den Ambulanten Dienst und Betreutes Einzelwohnen von Lebenswege entscheiden. Die uneingeschränkte Wahlfreiheit, wer dem Mieter seine Pflege oder Leistungen der Eingliederungshilfe erbringt, war bei dem Projekt jedoch oberste Priorität für Lebenswege. Das damit verbundene Planungsri-



siko gehöre einfach dazu, meint er. Wer seine Pflege bei einem anderen Anbieter einkauft, müsse jedoch bedenken, dass er dann nicht mehr die Nachtbereitschaft des Hauses nutzen kann.

### Das neue Zuhause

Das Treppenhaus ist noch nicht ganz fertig gestellt, mit dem viel wichtigeren Fahrstuhl gelangt man auf die Wohnetagen, wo sich beim Aussteigen die Herausforderungen der barrierefreien Altbauanpassung zeigen. Der Platz zwischen Fahrstuhltür und Treppenabsatz ist knapp bemessen, aber doch noch ausreichend, um auch im E-Rollstuhl auf die Etage zu gelangen. Breite Gänge führen zu den einzelnen Apartments, vor einigen gibt es Gemeinschaftsflächen zum Umsetzen und Parken der Rollstühle und anderer Hilfsmittel. Das Einraum-Apartment, das Carsten Krüger zeigt und in dem der kommende Mieter bereits erste persönliche Sachen deponiert hat, ist hell und geräumig, es gibt eine unterfahrbare Küchenzeile, eine separates Bad mit Duschecke. Alle Wohnungen sind mit einem freundlichen Linoleum ausgelegt, mit dem man leben kann, aber nicht muss. Die Wahl des Fußbodenbelags wie die Einrichtung generell ist einzig dem Geschmack des Mieters überlassen. Zu jeder Wohnung gehört ein drahtloses Notrufsystem, das bei Betätigung in der nachts besetzten Stützpunktwohnung im Erdgeschoss aufläuft. Die Wahl fiel hierbei trotz einiger Mehrkosten bewusst auf ein mobiles Funksystem und nicht auf eine fest installierte Notklingel, wie sie vielerorts meist im Badbereich zu finden ist. Den kleinen schwarzen Sender, der den Notruf auslöst, kann der Bewohner zuhause in jeder Situation am Handgelenk oder um den Hals bei sich tragen.

Projekte wie das Apartmenthaus liegen im Trend, weiß Carsten Krüger. Plätze in Wohngemeinschaften ließen sich mittlerweile schwieriger vermitteln. „Dennoch schützt das Konzept nicht vor Vereinsamung. Die Mieter leben bei aller

Selbständigkeit doch schon sehr zurückgezogen in ihren Wohnungen“, merkt Krüger an. Umso wichtiger ist die Lage des Hauses im lebendigen Friedrichshainer Kiez. Spezielle Freizeitangebote seitens Lebenswege gibt es bewusst nicht, man wolle die vorhandenen Angebote nicht imitieren – sondern bewusst nutzen. Bisher passiert aus Eigeninitiative wenig. Mit einem Sommerfest hat man versucht, erste Kontakte unter den Mietern und zu den Nachbarn herzustellen. Carsten Krüger würde sich eine Interessenvertretung der Bewohner wünschen, die gemeinsam tagt, um ihre Bedürfnisse zu diskutieren und ggf. an Lebenswege weiterzuleiten.



### Kostenfrage Selbstbestimmung

Gerade bei Personen, die aus stationären Einrichtungen in das Apartmenthaus oder ein anderes ambulantes Wohnprojekt wechseln, ist man in den vorbereitenden Gesprächen mit dem Kostenträger immer bemüht, nicht wesentlich höhere Kosten als bei einer stationären Unterbringung auflaufen zu lassen. Umso mehr ärgert es Carsten Krüger, wenn – wie in einem Fall – der ersehnte Umzug aufgrund von vergleichsweise niedrigen Mehrkosten von 200 Euro monatlich ausbleiben muss, weil Kostenübernahmen vom Träger der Sozialhilfe nicht bewilligt werden. „In diesem Fall wird immer sofort pro Heim argumentiert, obwohl die Betroffenen wesentlich selbstbestimmter und nach ihren persönlichen Bedürfnissen leben könnten“, meint Krüger. „Dem Kostenträger ist es immer sehr wichtig, dass die antrags-

stellenden Personen ihre Wünsche aktiv selbst artikulieren. Menschen mit geistiger oder Mehrfachbehinderung fällt dieses jedoch oft sehr schwer.“ Hierbei unterstützt die Lebenswege gGmbH ihre Klienten, um ihnen die Wohnform zu ermöglichen, die ihren Bedürfnissen entspricht. Auch der Wechsel innerhalb der verschiedenen Wohnformen ist immer möglich, sollten sich die eigenen Präferenzen oder persönlichen Fähigkeiten eines Bewohner einmal ändern. In diesem Fall begleitet man auch den Weg zu Angeboten anderer Anbieter, wenn etwas Passendes in den eigenen Reihen gerade nicht zur Verfügung steht.

Die viel zitierte Selbstbestimmung ist überraschenderweise nicht der entscheidende Unterschied für die Mieter des Apartmenthauses, die zuvor stationär gewohnt hatten. Auf die Frage, was denn nun anders und besser sei, antworteten die meisten zuerst : „Die Ruhe.“

### Ausblick

Über die Tragfähigkeit des Projektes oder die Akzeptanz der neuen Mieter im Viertel lässt sich nach dem gerade erst erfolgten Anlauf wenig sagen. Fakt ist, der Bedarf für die Nische, die Lebenswege mit dem Apartmenthaus besetzen wollten, ist erheblich größer als das zu leistende Angebot. Der letzte Pinselstrich im Apartmenthaus ist zwar gerade erst getan, dennoch meint Carsten Krüger: „Wenn Sie mich fragen würden, ob ich so ein Projekt noch einmal stemmen möchte, ich würde morgen anfangen.“ Für die Zukunft könnte Krüger sich auch ein Konzept eines generationsübergreifenden Wohnprojektes vorstellen, in dem Behinderte und Nicht-Behinderte in nachbarschaftlicher Hilfe miteinander wohnen. Ein weiterer Ansatz, um die Arbeit bei Lebenswege so umzusetzen, wie Carsten Krüger sie versteht: Brücken ins Gemeinwesen bauen.

**Sean Bussenius**

#### Kontakt:

Lebenswege  
Wohnprojekte  
gGmbH  
Gubener Str. 46,  
10243 Berlin  
fon: 030 - 2977  
3573-0;  
fax: 030 - 2977  
3573-9  
[www.lebenswege-berlin.de](http://www.lebenswege-berlin.de)

## Wohnen und begegnen?

**A**ndrea wohnt in der Trendelenburgstraße im schönen Kiez von Charlottenburg. Manche mögen die Adresse kennen, denn in ihrem Haus befindet sich auch der Aktivitäten-Laden des Vereins Selbsthilfe und Hilfe Behinderter Berlins e.V. genannt Begegnungs-Selbsthilfe-Zentrum (BSZ). Dem Verein steht der behinderte Architekt Horst Etter vor, der sich seit dreißig Jahren für behindertengerechtes Wohnen stark macht. Zu den Initiativen des Vereins für körperlich schwerstbehinderte Menschen zählte auch der Erwerb des Baugrundstücks in der Trendelenburgstraße 12. Nach dem dies erfolgreich erworben werden konnte, suchte der Verein einen Träger für ein ambitioniertes Bauprojekt, das rollstuhlgerichtetes Wohnen und Wohnen für Nicht-Behinderte unter einem Dach vorsah. Die evangelische Hilfswerksiedlung GmbH übernahm schließlich die Trägerschaft.

Auf sieben Etagen entstanden jeweils eine behindertengerechte Wohnung und zwei Wohnungen für Nicht-Behinderte, im Erdgeschoss der barrierefreie Aktivitätenladen für Menschen mit Schwerst-Mehrfachbehinderungen. Die Wohnbereiche für die Rollstuhlfahrer und für das BSZ sind komplett barrierefrei geplant und umgesetzt. Bei Neubezug der Wohnungen zu Beginn der 80er Jahre war dies ein ungewöhnlicher und bahnbrechender Standard. Wie lebt es sich nun aber dort?

Andrea wohnt schon seit über 20 Jahren in ihrer 70-Quadratmeter-Wohnung. Sie ist auf den ersten Blick geräumig und gut mit dem Rollstuhl zu befahren. Die Miete liegt im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus und wurde früher vom Sozialamt übernommen. Inzwischen wird sie von ihrem erwerbstätigen Mann bestritten. Andrea bekam die Wohnung vom Bezirksamt angeboten. Ihre Cousine kümmerte sich um die Vermittlung, da Andrea damals nicht in der Lage war, diesen Aufwand zu betreiben. Außerdem glaubte sie



auch noch nicht wirklich daran, dass diese Wohnform zu ihr passt.

Die baulichen Standards sind inzwischen überholungsbedürftig. Die Fenster kann Andrea nicht selbstständig öffnen, die Oberschränke der Küche sind für sie nicht zu erreichen und die rollstuhladäquaten Zugänge wie Fahrstuhl und selbsttätige Türen müssen stets mittels eines Schlüssels bemüht werden. Ein Drücker würde vieles erleichtern, kostet aber Geld. Die Wohnung gefällt Andrea dennoch gut. „Wenn ich Kontakt brauche, dann gehe ich in das BSZ oder unternehme etwas mit meinem Mann“, resümiert Andrea. Insgesamt ist sie zufrieden, besser als das WG-Leben gefällt es ihr allemal, und gerade wenn man älter wird, sei das gemeinsame Wohnen in einer WG sehr anstrengend. Jeder hat so seine Gewohnheiten. Aber, wenn ihr Mann morgens das Haus verlässt und sie in der Wohnung allein zurückbleibt, ist es auch häufig zu still und einsam. Dann wäre sie gerne auch unter Menschen wie er, aber jeder Weg braucht Zeit und Organisation. So bleibt sie meistens in der Wohnung und sucht stattdessen Begegnungen mit ihren Nachbarn. Diese sind aber sehr selten, denn entweder sind die Bewohner arbeiten oder wollen keinen Austausch. Die anderen behindertengerechten Wohnungen sind an ältere Menschen mit Funktionseinschränkungen vermietet. Diese sind froh, wenn sie nicht viel zu unternehmen brauchen und es möglichst ruhig ist. Andrea ist aber in den Vierzigern und sehr kontakt- und unternehmungsfreudig. Ihr fehlen Menschen. Sollte das BSZ nun auch noch schließen, weil der Träger sich aktuell aus der Finanzierung zurückzieht, wird die Möglichkeit zur Begegnung für sie wohl noch kleiner ausfallen, und das würde richtig schmerzen. Deshalb hofft Andrea sehr, dass es dem BSZ noch gelingen wird, einen neuen Träger zu finden, der am besten das Konzept so erweitert, dass die Angebote noch vielfältiger ausfallen. Dann wäre sie glücklich.

### Fragen zur Trägerschaft an:

**Horst Etter, ehrenamtlicher Geschäftsführer des Begegnungs- und Selbsthilfe-Zentrums BSZ**  
**Telefon:**  
**030 - 6632925**

**Maren Müller**



## Ein Märchen vom Eigenheim

**C**hristian Schleusener arbeitet seit 17 Jahren im Fürst Donnersmarck-Haus, seit vier Jahren bewohnt er eine eigene Wohnung. Ein Grund für seinen späten Auszug sei, so räumt Christian Schleusener ein, dass die Familie eine sehr lange Zeit bereit war, für ihn Sorge zu tragen. Dazu zählte auch das Unterbringen im elterlichen Quartier. Bis zu seinem 40. Lebensjahr lebte er erst im Kinderzimmer, dann im Jugendzimmer, dann im Erwachsenenzimmer, und eigentlich war dies eine Selbstverständlichkeit. Dass Christian Schleusener auch eine eigene Wohnung bewohnen könnte und diese selbständig hegen und pflegen würde, schien sowohl für die Eltern als auch für ihn nicht vorstellbar zu sein. Vor allem seiner Mutter fiel es schwer, an diese Selbständigkeit des Sohnes zu denken, geschweige denn sie zu forcieren. „Ich wusste nicht, dass es möglich ist, allein zu wohnen“, versichert Schleusener mehrmals. Vor allem finanziell sah er sich nicht in der Lage, eine eigene Wohnung zu unterhalten. Dass er Wohngeld und andere soziale Transferleistungen für den persönlichen Unterhalt hätte beantragen können, war ihm nicht bekannt.

Erst das fortschreitende Alter der Eltern führte zu einer Veränderung. Familie Schleusener suchte selbstverantwortlich nach einer Lösung für das absehbare „Wohnproblem“ ihres Sohnes. Sie fingen

an zu sparen und hielten ihr Geld zusammen, bis sie ihm den doch still ersehnten Traum von einem eigenen Heim erfüllen konnten. Eine Zwei-Zimmer-Eigentumswohnung ist nun der Dreh- und Angelpunkt in Christian Schleuseners Leben und ein gewaltiger Schritt in die Selbständigkeit, auch wenn die elterliche Wohnung keine zehn Meter entfernt liegt.

Nun zahlt er monatlich die Betriebskosten und führt den Haushalt in Eigenregie. Wegen seiner starken Seheinschränkung ist absolute Reinlichkeit zwar Gebot, kann aber nicht immer von ihm eingehalten werden. Manche Krümel oder Flecken sieht er einfach nicht, und diese bleiben damit länger als nötig unbearbeitet. Vieles, wie auch Einkaufen und Wäsche waschen, erledigt er selbst. Für die groben Haushaltsarbeiten wie beispielsweise Fensterputzen braucht Christian Schleusener Hilfe. Noch ist sein Vater dazu in der Lage, später wird dies ein Dienstleister übernehmen. Familie Schleusener hat bereits an alle Eventualitäten gedacht. Wenn der elterliche Schutz wegfällt, soll ein gutes Leben dennoch gesichert sein. „Die eigene Wohnung gibt mir Schutz. Ich bin mein eigener Herr und niemand kann mich einfach raussetzen. Keine zehn Pferde könnten mich hier raus tragen.“ Christian Schleusener fühlt sich sicher in seinen vier Wänden und zeigt selbstbewusst seinen neuen Kassettenrecorder.

*Maren Müller*





## Vom Wunsch zur Wirklichkeit

Das Ambulant Betreute Wohnen der Fürst Donnersmarck-Stiftung

**E**ine Wohngemeinschaft zieht um. Bekanntes und lieb Gewonnenes eingetauscht gegen helle größere Räume und eine ganze Menge neue Erfahrungen. So können neue Kontakte zu den freundlichen und aufgeschlossenen Nachbarn geknüpft werden und gemeinsame Unternehmungen mit einer Wohngemeinschaft in der Nähe stattfinden. Einkaufsmöglichkeiten für den täglichen Bedarf sind nahe gelegen vorhanden. Das Zentrum von Steglitz ist mit behindertenfreundlichen Buslinien an die Albrechtstraße angebunden.

„Alle hatten sich zwar entschieden umzuziehen, bzw. neu einzuziehen. Der Abschied vom vertrauten Wohnumfeld fiel einigen jedoch sehr schwer. Ein Bewohner und eine Bewohnerin hatten fast 20 Jahre in Charlottenburg gelebt. Ein Bewohner war dort sehr verwurzelt“, erinnert sich eine Mitarbeiterin.

Die Eingewöhnungszeit war sehr anstrengend. Plötzlich wohnten sieben statt fünf Bewohner/innen zusammen, da die Anzahl der Wohnplätze erhöht wurde. Eine Bewohnerin hatte sich die neue Wohn-

situation ganz anders vorgestellt. Ein anderer wollte nicht mehr in einer Wohngemeinschaft, sondern lieber wieder, wie vor seinem Schlaganfall, alleine leben. So wird zurzeit gemeinsam der Umzug in eine eigene Wohnung im Betreuten Einzelwohnen vorbereitet.

Eine Mitarbeiterin: „Dazu kam, dass der Winter nicht aufhören wollte und das Wgetraining dadurch erschwert wurde. Die Zimmer und die Wohnung mussten eingerichtet, der gemeinsame Alltag strukturiert werden, unterschiedliche Wünsche, Ansprüche und Bedürfnisse wurden ausgefochten. Konfliktfähigkeit konnte geübt werden. Regeln und neue Rituale wurden erprobt, bis endlich wieder klarere Strukturen für ein gemeinsames Zusammenleben in Sicht waren.“ Mittlerweile ist Ruhe und Alltag eingekehrt und es geht darum, neue Perspektiven zu entwickeln. Eine Bewohnerin möchte unbedingt wieder Laufen lernen, eine andere in zwei Jahren in ihrer eigenen Wohnung leben und dafür das Training in der Wohngemeinschaft nutzen. Zwei Bewohnerinnen üben zurzeit E-Rollstuhl fahren, eine andere den Weg zum nahe gelegenen

Kiosk. „So wird es nie langweilig und es gibt viel Bewegung!“

### Einziehen, um wieder ausziehen

Eine langjährige Mitarbeiterin: „Seit 1981 hat sich der Umgang mit selbstbestimmten Lebensformen entwickelt. Was heute für selbstverständlich gehalten wird, wurde vor 25 Jahren noch mit größter Vorsicht erstmals ausprobiert“.

Ein Bewohner erinnert sich an seinen Weg: „Zu Hause wurde es immer schwieriger, mit meinen Eltern nicht in Streitigkeiten zu verfallen. Das Thema meines Lebens lautete, wie kann und will ich leben? Dazu hatten wir unterschiedliche Meinungen. Immer wieder hörte ich: ‚Das geht doch nicht mit deinem Handicap. Wie willst du das denn alles schaffen mit Rollstuhl?‘ Die Sorgen meiner Eltern wurden immer größer und mein Wunsch immer kleiner: Ausziehen und eine eigene Wohnung haben, ist das wirklich nicht vorstellbar? Wenn man es doch einfach mal ausprobieren könnte!“

In der Wohngemeinschaft Berliner Straße bestand dann tatsächlich die Möglichkeit meinen Umgang mit den alltäglichen Anforderungen zu erfahren, zu testen, zu strukturieren und ein eigenes Zeitmanagement zu erarbeiten – kurzum, zu Proben, als würde ich alleine wohnen. Es begann sozusagen eine kleine Ausbildung in Lebensbewältigung. Das Erarbeiten eines maßgeschneiderten Modells für die Zukunft, gestützt und begleitet von erfahrenen BetreuerInnen“.

Der Verbund besteht aus zwei Wohngemeinschaften mit jeweils vier Plätzen. Dort zieht man ein, mit dem Ziel, wieder ausziehen, z. B. in die eigene Wohnung.

Die Nutzer dieses Trainingsangebotes sind Menschen, die einen Unfall hatten und ihr ehemaliges Leben in gewohnter Form nicht wieder aufnehmen konnten oder Personen, die wegen einer Krankheit nach neuen Lebensstrukturen suchen. Andere sind von Geburt an den Lebensweg

mit ihrem Handicap gegangen und benötigen ein neutrales stützendes Einordnen ihrer Fähigkeiten, um den Lösungsprozess von zu Hause, Angehörigen und Partnern zu vollziehen. Auch diejenigen, die schon mutig losgezogen waren, schmerzvolle Erfahrungen gemacht oder Rückschläge erlitten hatten und vor dem „Aus“ standen,

**I**ch bin im Heim aufgewachsen, war die Gruppenälteste von 17 Mädchen, musste immer Rücksicht nehmen, und damals musste man gehorchen, sonst gab es Strafen von den Erziehern. Ich hatte kein eigenes Zimmer, keine Privatsphäre. Das hat mich stark geprägt. Mein größter Wunsch war immer eine eigene Wohnung. Das hatte ich dann auch mit 23 Jahren umgesetzt, nur damals ohne Betreuung. Das ist leider in die Hose gegangen und ich musste noch mal zu Trainingszwecken ins Heim. Als ich dann die Möglichkeit hatte ins Nordufer zu ziehen, war ich sehr froh. Nun habe ich meine eigenen vier Wände, kann die Tür zu machen und tun und lassen, was ich will.

Jetzt wohne ich mit meinem Lebenspartner zusammen, und ich werde trotzdem weiter betreut. So habe ich die Sicherheit, dass mir immer jemand hilft, wenn ich Hilfe und Rat benötige. Ich habe das Gefühl selbstbestimmt zu leben, ohne dass mir jemand rein redet, doch wenn ich Hilfe brauche, bekomme ich diese auch.“

**Hannelore Licht, 56 Jahre, seit Bestehen des Verbundes im Jahre 1992 dabei.**



haben sich neue stabile Alltags- und Lebensmuster erarbeiten können und sind erneut gestartet. Vieles ist möglich, das Einzige, was man muss ist, es wirklich selber wollen!

### Das Betreute Einzelwohnen

Für Menschen mit Behinderungen, die in einer eigenen Wohnung leben möchten, bietet die Fürst Donnersmarck-Stiftung eine sozialpädagogische Unterstützung bei der Bewältigung alltäglicher Anforderungen. Pflegerische und hauswirtschaftliche Hilfen werden gesondert von Ambulanten Pflegediensten abgedeckt. Diverse Freizeitangebote runden das Angebot ab.

Sehr gern wird das Angebot des Betreuungsverbundes am Nordufer in Anspruch genommen. Durch die räumliche Nähe der einzelnen Wohnungen besteht die Möglichkeit, das Büro des Stützpunktes von Montag bis Freitag zwischen 10.00 und 19.30 Uhr zu besetzen. Für Klienten mit Schädel-Hirn-Verletzungen und mit Gedächtnisausfällen z. B. nach Schlaganfällen ein wichtiges Assistenzangebot, da Mitarbeiter situativ und flexibel reagieren können. Ein weiterer Vorteil für den Nut-

Ich wohne seit acht Jahren im Verbund. Aufgewachsen bin ich in der Familie, dann habe ich in einer Wohngemeinschaft gelebt. Damals war das ganz gut, weil ich noch eine Menge für die Haushaltsführung lernen musste, aber es hat mich immer gestört, dass ich keine eigene Wohnung hatte. Denn in einer WG muss man immer Rücksicht auf andere nehmen. Außerdem kamen die immer in mein Zimmer, auch wenn ich meine Ruhe haben wollte. Nun lebe ich mit meinem Freund zusammen und genieße das. Ich finde es auch schön, eine Wohnung einzurichten und habe immer neue Ideen. Die Betreuer kann ich immer anrufen oder vorbei fahren, wenn ich etwas möchte. Das gefällt mir gut.“

**Halise Yigit, 41 Jahre**



Ich hatte vor sieben Jahren einen Schlaganfall und wurde so aus dem Leben gerissen. Nichts ist mehr, wie es vorher war. Um mich mit der neuen Situation auseinander zu setzen und alles neu zu lernen – denn nun habe ich nur noch eine Hand zur Verfügung – lebte ich zunächst im Fürst Donnersmarck-Haus und dann in einer Wohngemeinschaft. Dieser Reha-Prozess war schon eine schwere Zeit. Außerdem habe ich durch den Schlaganfall eine Aphasie. Glücklicherweise kann ich noch lesen und schreiben und mich damit verständlich machen. Als ich in eine eigene Wohnung ziehen wollte, traute es mir kaum einer zu. Doch ich war das Leben in einer WG leid. Ich wollte meine eigenen vier Wände wieder haben. Nun wohne ich seit anderthalb Jahren alleine und komme gut zurecht. Froh bin ich, dass es das Büro gibt und ich mich immer an jemanden wenden kann, wenn ich Unterstützung brauche.“

**Gabriele Vondey, 44 Jahre**



zer ist die nachbarschaftliche Gemeinschaft, die durch Spieleabende und Gesprächsrunden aktiviert wird.

27 Jahre sind seit der Eröffnung der ersten Wohngemeinschaft der Fürst Donnersmarck-Stiftung vergangen. In dieser Zeit hat sich der Bereich Ambulant Betreutes Wohnen inhaltlich und strukturell weiterentwickelt und ist stetig gewachsen. Auch das Jahr 2006 ist von viel Bewegung geprägt, denn sozialpolitische Vorgaben, gesellschaftlicher Wandel und die zeitgemäßen Ansprüche der Betroffenen machen es erforderlich, unser Angebot durch Anpassung an die Lebensziele und -situationen der Zielgruppen in die Zukunft zu führen. Wir tun dies auf der Basis langjähriger Erfahrungen, mit Fach-

wissen und dem Willen, ein leistungsstarkes Angebot zu schaffen, für volle Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Der Mensch mit seinem behinderungsbedingtem Unterstützungsbedarf, seinen Ressourcen, seiner komplexen Lebenssituation und seinen individuellen Lebenszielen ist dabei immer Ausgangspunkt unserer Arbeit. Unser Leitgedanke: Soviel Unterstützung wie nötig, so wenig Hilfestellung wie möglich.

Dafür sind die unterschiedlichen Wohnformen durchlässig gestaltet, so dass ein Wechsel von der einen in die andere möglich ist. Eine enge Vernetzung mit dem Assistenzangebot des Ambulanten Dienstes, mit der rollstuhlgerechten Wohnanlage, dem Fürst Donnersmarck-Haus mit seiner nachklinischen neurologischen Rehabilitation sowie die vielfältigen Stiftungsangeboten der Bereiche Freizeit, Bildung, Beratung und Touristik begleiten dabei die Wünsche und Bedürfnisse des Einzelnen.

Alle Unterstützungsmaßnahmen sind in das Gemeinwesen integriert, um sozi-

ale Kontakte zu fördern, um private und freundschaftliche Begegnungen zu ermöglichen.

Unsere inhaltliche Arbeit umfasst Gespräche, Beratung, Begleitung, Informationen, Motivationen, organisatorische und Struktur gebende Angebote, Überbrückung von Handlungsabläufen und Assistenz in der Pflege und Hauswirtschaft.

Ziele wie Teilhabe, Verselbständigung, Selbstbestimmung und Selbstverantwortung sind nur unter Berücksichtigung der komplexen individuellen und gesellschaftlichen Aspekte zu realisieren.

Mehr Informationen, auch zum Ambulanten Dienst und der Wohnanlage, finden Sie in der Bereichsbiografie des Ambulanten Wohnens auf unserer Website

[www.fdst.de](http://www.fdst.de)

**Kerstin Jaescke**

Abteilungsleiterin Betreutes Einzelwohnen



## Ziehe um, und du kannst was erleben

**D**iese Volksweisheit trifft auf mich voll zu. Ich bin in meinem Leben schon oft umgezogen. Leider hatte ich dabei eher mit einer anderen Weisheit Bekanntschaft gemacht: Umziehen ist wie halb abgebrannt. Dieses Mal war jedoch alles anders, viel aufregender. Vor allem, ich konnte als Rollstuhlfahrer ohnehin nicht mit anpacken. Es ist schon komisch, anderen bei der Arbeit zusehen zu müssen und so gar nichts für seine eigenen Belange tun zu können. Also bat ich Betreuer, Freunde, meine Familie und meine Sozialarbeiterin für mich etwas zu tun, jeder auf seinem Gebiet, und alle haben fleißig mitgemacht – dafür möchte ich mich auf diesem Weg bei allen recht herzlich bedanken. Ich kam mir vor wie ein Dirigent, der mindestens vier Klangkörper unter einen Hut zu bringen hatte. Was soll ich sagen, es ist doch noch eine Sinfonie mit furiosem Schlusssatz geworden. Aber angefangen hat sie auf jedem Fall in „Schiss moll“.

Ich geb's ja zu, ich fühlte mich neun Jahre lang im Fürst Donnersmarck-Haus pudelwohl und hatte mir Tricks ausgedacht, wie ich die Amtsärztin wohl beschwatzen könnte, mich noch ein Jahr länger im Heim zu behalten. Alles war bis auf das i-Tüpfelchen durchdacht und durchgeplant. Da hätte nichts schief gehen können. Dachte ich, bis alles ganz anders kam. Zunächst im Form eines neuen Bewohners auf meiner Gruppe. Ich habe vieles in den neun Jahren Heimaufenthalt erlebt. Zum Beispiel vier Gesundheitsreformen, bei denen immer alles viel besser blieb und sich sogar die Therapiezeiten sehr zu Gunsten der Behinderten von 60 min auf 35 min verkürzten. Immer schön der Politologik folgend: „Wenn einer schon das Pech hat behindert zu sein, dann soll er sich wenigstens nicht bewegen dürfen.“



Hat es am Anfang meines Heimaufenthaltes wirklich fast nur körperlich Behinderte gegeben, so hat sich im besagten Zeitraum das Gleichgewicht und der Schweregrad spürbar Richtung geistige Defizite verschoben. Ein dankbares Klientel, für das die 35-Minuten-Welt vollkommen in Ordnung ist. Der Neue brach und bricht jedoch alle Maßstäbe. So bin ich in mich gegangen und habe den Entschluss gefasst: Du gehst, und das möglichst schnell. Ich bin also hin zur Sozialarbeiterin und habe einen Antrag auf Betreutes Einzelwohnen gestellt.

Hätte mir damals jemand offen gesagt, was alles für „Beamtenfirlefanz“ auf mich zukommt, ich hätte mir lieber weitere Tricks für die nette Amtsärztin einfallen lassen. Nie hätte ich nur einen Fuß freiwillig vor die Haustür gesetzt. Dummerweise hatte ich die Maschinerie selbst in Gang gesetzt. Jetzt musste ich da hindurch...

Dass ich das traute Heim nach so vielen Jahren verlassen wollte, hat sich in Windeseile unter den Mitarbeitern herumgesprochen und ich, ich hatte gehöriges Muffensausen. Angst vor der eigenen Courage. Zu allem Überfluss musste ich noch drei Wochen, bevor die Umzugsfirma kommen konnte, aus meiner Appartementwohnung heraus ins Isolierzimmer. Mein Umzug kam der Heimleitung recht gelegen, denn jetzt konnten Bauarbeiten durchgeführt werden. Trotzdem, ein enormer sozialer Absturz: von einer Wohnung in ein Zimmer ohne Toilette und Spiegel, für das sich keine Gruppe verantwortlich fühlte. Sauber wurde in diesen 14 Tagen natürlich auch nicht gemacht. Unter solchen Umständen fingen meine grauen Zellen an zu arbeiten. „Du musst hier raus, und zwar eine Woche eher, als die Umzugsfirma bestellt war.“ Ein Anruf bei der Umzugsfirma ergab, dass sie voll ausgebucht und eine Terminverschiebung unmöglich war. Es half nichts, nun musste Plan B her! Der funktionierte sogar auf die Minute.

Innerhalb von nur fünf Minuten habe ich alle Pläne über den Haufen geworfen, und 15 Minuten später stand Plan B. Mit völlig neuen Kräften, auf privater Basis.

Ich gewann zwei zuverlässige Freunde, die meine paar Habseligkeiten in die nur 300 Meter entfernte neue Wohnung fuhren. Das Ganze war so abgestimmt, dass am nächsten Tag IKEA die neuen Möbel liefern und gleich aufstellten sollte. Parallel dazu hat mir ein Freund alle Lampen, Regale und Bilder angebracht. Und siehe da – innerhalb von nur zwei Tagen mauserte sich die leere Wohnung zu einem schicken Domizil in reizvoller Umgebung. Eine Woche später traf der „offizielle Umzug“ mit fünf großen Bücherkisten und dem Rollator ein.

Wer jetzt denkt, alles in Ordnung – alles gelaufen wie am Schnürchen; der Mann ist umgezogen und fühlt sich wohl in seiner neuen Wohnung, der hat objektiv Recht. Subjektiv schleichen sich jedoch kleine Zweifel ein: Ich hätte nicht Philosophie studieren müssen, um zu merken, dass sich mein subjektives Zeitgefühl total geändert hat. Die Zeit scheint zu rasen. Kaum bin ich früh auf, geht's schon wieder ins Bett, und das, obwohl ich drei Stunden später als im Heim in die Heia steige. Damit ist mir eines klar, mein eigenes Ende ist schneller da. Ich frage mich allen Ernstes, was wohl besser ist: kurz und intensiv gelebt zu haben oder lang und gemütlich? Mit dieser Frage bin ich nicht allein. Schon Homer hat versucht mit seinem Helden Achilles dieser Frage auf den Grund zu gehen. Toll, dass nun auch ich davor stehe!

Aufregender ist es in der neuen Wohnung allemal. Krankengymnastik und medizinische Betreuung habe ich im Heim belassen. Dann muss ich eben mal 300 Meter mit dem Rollstuhl fahren. Eine enorme Herausforderung und Leistung. Die mich kennen, wissen wovon ich spreche. Denn selbst dieses Unterfangen hat seine Tücken. Man stelle sich vor, ich fuhr nichts ahnend zur Krankengymnas-

tik. Weil ich noch Zeit hatte, schaute ich beim Medizinischen Dienst vorbei. Eine Stunde später lag ich auf dem OP-Tisch. Nach Hause fahren, Fehlanzeige – ich wurde sofort abgeholt. Ins Krankenhaus natürlich, wohin sonst? Wer's härter mag, bitte schön: OP gut überstanden; Zehe noch dran – Nagel ab. „Du warst dran“, dachte ich mir, „jetzt wird es Zeit für den Rollstuhl.“ Der Monteur kam und wechselte die Räder. Am nächsten Tag fuhr ich wieder zur Krankengymnastik. Plötzlich gibt es ein verdächtiges Geräusch, ich fuhr noch zwei Meter und das Hinterrad war abgefallen. Da stand ich nun ziemlich schräg in der Gegend rum. Zwei junge Burschen wollten gerade ins Auto steigen und sahen mein Missgeschick.

Ruckzuck waren sie mit dem Werkzeugkasten da und stellten mich wieder auf „die Beine“. Mächtiges Glück gehabt. Das hätte auf dieser einsamen Straße ganz anders ausgehen können. Von dieser Stelle aus möchte ich den beiden unbekanntem Helfern noch mal recht herzlich danken.

Nein, nein, das war nicht alles, das Beste kommt noch. Zur Abwechslung mal etwas sehr Erfreuliches: der Pflegedienst der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Lauter junge, hübsche Frauen. Was mich in meinem Alter wesentlich stärker interessiert, sie sind nett und haben stets Zeit für ein kleines Schwätzchen. Ich glaube, soviel wie in den letzten zweieinhalb Monaten habe ich mich in den vergangenen neun Jahren nicht unterhalten und amüsiert. Das ist der wesentliche Unterschied zum ehemaligen Heim, wo die Zeit nicht einmal zum Small Talk gereicht hat. Irgendein Bewohner der Gruppe stand immer auf der Klingel. Sei es nur, dass ihm das Bonbon aus dem Papier fiel und er zu faul war, es selbst wieder aufzuheben.

Über kurz oder lang wird mir wohl der berühmte Satz des Dr. Faust über die Lippen kommen: Verweile doch, du bist so schön.

**Friedemann Knoop**



## Linkliste

[www.rb-wohnungen.de](http://www.rb-wohnungen.de)

Zentrale Datenbank der Berliner Vermittlungsstelle für Rollstuhlbenutzerwohnungen (ab 01.10.06).

[www.familienratgeber.de](http://www.familienratgeber.de)

Der Familienratgeber, die Online-Plattform für Menschen mit Behinderungen, ihre Angehörigen und betreuende Stellen, enthält neben Informationen zu den unterschiedlichen Wohnformen auch eine Suchfunktion für bundesweite Wohnangebote.

[www.immobilienscout24.de](http://www.immobilienscout24.de)

Die große Immobiliensuchmaschine bietet bei der Verfeinerung der Suchkriterien auch die Möglichkeit, sich rollstuhlgerechte Wohnungen und betreute Wohnangebote ausfiltern zu lassen.

[www.lotse-berlin.de](http://www.lotse-berlin.de)

Zentrale Beratungsstelle für betreute Wohnformen aller Träger in Berlin.

[www.aktion-weitblick.de](http://www.aktion-weitblick.de)

Ein Träger für betreute Wohnplätze in Berlin.

[www.comes-berlin.de](http://www.comes-berlin.de)

[www.verein-die-reha.de/wohnen\\_main.html](http://www.verein-die-reha.de/wohnen_main.html)

Zwei Träger für Wohnplätze mit Betreuung für Menschen mit geistiger Behinderung und psychischer Erkrankung.

[www.online-wohn-beratung.de](http://www.online-wohn-beratung.de)

Beratung für Menschen mit Behinderung rund um selbstbestimmtes Wohnen in den eigenen vier Wänden.

[www.schwulenberatungberlin.de](http://www.schwulenberatungberlin.de)

Angebote im Betreuten Einzelwohnen für schwule Männer mit Behinderung.

## Tiefgreifende Reformen im Schatten der WM

Die Fußballweltmeisterschaft hat Deutschland in einen Freudentaumel versetzt. Millionen Menschen haben gefeiert und die Lasten des Alltags für einige Wochen hinter sich gelassen. Doch im Schatten dieses Freudentastes hat die Gesetzesmaschinerie auf Hochtouren gearbeitet: Wenige Tage vor dem Endspiel hat der Deutsche Bundestag die Föderalismusreform und das insbesondere von Wirtschaftsverbänden vehement bekämpfte „Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz“ verabschiedet. Noch in der Nacht nach dem Finale haben die Partei- und Fraktionsspitzen von CDU/CSU und SPD Eckpunkte zur Gesundheitsreform beschlossen, die in der Sommerpause des Deutschen Bundestages in einen Gesetzentwurf umgegossen werden sollen.

Behinderte Menschen werden die Folgen dieser Initiativen der Großen Koalition zu spüren bekommen. So groß die Freude darüber ist, dass das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG) trotz erheblicher Widerstände insbesondere des Wirtschaftsflügels der CDU/CSU über die Parlamentarischen Hürden gebracht werden konnte, werfen die im Zuge der Föderalismusreform beschlossenen Änderungen des Grundgesetzes viele Fragen auf, die für die soziale Stellung behinderter Menschen in unserer Gesellschaft von zentraler Bedeutung sind:

Das Heimrecht soll künftig nicht mehr vom Bund, sondern von den Ländern gestaltet werden. Wird dies zur Folge haben, dass wir über kurz oder lang mit 16 verschiedenen Landesheimgesetzen rechnen müssen? Wie wirkt sich dies auf die Qualität der Heime für behinderte und alte Menschen aus? Werden wir damit leben müssen, dass in Hamburg das Ein-Bett-Zimmer zur Norm erklärt wird und in den ärmeren Bundesländern nur noch das Zwei-, Drei- oder Vier-Bett-Zimmer?

Ein Flickenteppich droht auch im Bereich der Teilhabe und Rehabilitation behinderter Menschen: Im Jahr 2001 hat die Rot-Grüne-Regierungskoalition mit Zustimmung der CDU/CSU und FDP das Sozialgesetzbuch Neuntes Buch (SGB IX) in Kraft gesetzt, mit dem das Ziel verfolgt wird, das bis dahin völlig zersplitterte Rehabilitationsrecht zusammenzuführen. Wer sich dieses Gesetzeswerk näher ansieht, wird zur Feststellung gelangen, dass das SGB IX zahlreiche Verfahrensvorschriften enthält, mit denen erreicht werden soll, dass so unterschiedliche Rehabilitationsträger wie die Gesetzlichen Krankenkassen und die Träger der Sozialhilfe oder der Jugendhilfe ihre Arbeit koordinieren und darauf hinwirken, dass behinderte Menschen die von ihnen benötigten Rehabilitationsleistungen möglichst schnell und aus einer Hand erhalten.

Die Föderalismusreform hat durch eine Änderung des Art. 84 GG bewirkt, dass die Länder von bundesgesetzlichen Regelungen des Verwaltungsverfahrens ab-



weichen dürfen. Dies kann dazu führen, dass die Bedarfsfeststellung, die Gestaltung von Hilfeplänen und die Abwicklung von Leistungsanträgen in den einzelnen Bundesländern unterschiedlich gehandhabt werden. Damit aber würde ein wesentliches Element des Sozialgesetzbuchs-Neuntes Buch konterkariert: das Recht auf Teilhabe und Rehabilitation in Deutschland zu vereinheitlichen und zu vereinfachen.

Auch das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz gibt nicht nur Anlass zur Freude. So bemerkenswert es auch ist, dass dieses Gesetz nicht nur die europarechtlichen Vorgaben berücksichtigt, Bürger im Rechtsverkehr vor Diskriminierungen aufgrund von Rasse oder ethnischer Herkunft zu schützen, sondern auch Menschen mit Behinderung in den Anwendungsbereich des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes einbezieht, ist die Gesetzesvorlage in letzter Minute noch an mehreren Stellen verwässert worden. So sollen die im Gesetz vorgesehenen Antidiskriminierungsstellen, denen ursprünglich ein eigenes Klagerecht gegen Benachteiligungen im Rechtsverkehr zugestanden werden sollte, nur noch als Prozessbeistände, d. h. als Berater, in Klageverfahren auftreten dürfen.

Auch die Regelungen zur Beweislast sind kurz vor der dritten Lesung im Deutschen Bundestag abgeschwächt worden. Es gilt der Grundsatz, dass Menschen, die sich z. B. beim Besuch von Gaststätten diskriminiert fühlen, „die Indizien beweisen müssen, die eine Benachteiligung im Sinne des Allgemeingleichbehandlungsgesetzes vermuten lassen.“ Erst wenn dieser Indizienbeweis geführt worden ist, trägt der Inhaber der Gaststätte die Beweislast dafür, dass kein Verstoß gegen die Bestimmungen zum Schutz vor Benachteiligung vorgelegen hat.

Was ist ein Indizienbeweis? Wie werden die Gerichte das in der Praxis interpretieren? Viele Fragen, die den strahlenden Sommer eintrüben können.

**Klaus Lachwitz**



**Der Autor:**

**Klaus Lachwitz**,  
Bundesvereinigung Lebenshilfe  
für Menschen mit geistiger  
Behinderung e.V.,  
Chefredakteur vom  
„Rechtsdienst der Lebenshilfe“





## Behindertenbeauftragte feierte Antidiskriminierungsgesetz

**A**uf einem Festakt im Arbeits- und Sozialministerium in Berlin hat die Beauftragte der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen, Karin Evers-Meyer (SPD), am 7. Juli 2006 das neue Antidiskriminierungsgesetz als klares Bekenntnis für eine moderne und tolerante Gesellschaft bezeichnet. Am vorangegangenen Vormittag hatte der Gesetzesentwurf den Bundesrat passiert. „Mit dem Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz bekommen behinderte Menschen erstmals ein wirksames Instrument an die Hand, um sich gegen Diskriminierung im Alltag zur Wehr zu setzen“, so Evers-Meyer.

Gemeinsam mit Arbeits- und Sozialminister Franz Müntefering enthüllte die Beauftragte drei an der Fassade des Ministeriums in der Wilhelmstraße angebrachte Transparente als Symbol für die drei Säulen des Paradigmenwechsels in der Behindertenpolitik. Evers-Meyer: „Mit dem Sozialgesetzbuch IX, dem Behinderten-

gleichstellungsgesetz und dem Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz haben wir drei wesentliche Säulen für den Umdenkungsprozess in der Politik für behinderte Menschen zusammengeführt. Menschen, die mit einer Behinderung leben, werden nicht mehr als bloße Fürsorgeobjekte, sondern als gleichberechtigte Individuen mit dem Recht auf Teilhabe und ein selbstbestimmtes Leben betrachtet.“

In seiner Ansprache zeigte sich auch Franz Müntefering überzeugt: „Dieses Gesetz wird den Lebensalltag von Menschen mit Behinderungen positiv beeinflussen. Wir schaffen für sie damit einen wirksamen Diskriminierungsschutz bei Massengeschäften und Versicherungen.“ Mit der Bundesratsentscheidung sei der erste Schritt getan. Jetzt werde weiter an der Umsetzung gearbeitet.

Am Festakt sowie am sich anschließenden Empfang nahmen – neben der Bundesbehindertenbeauftragten – Vertreter und Vertreterinnen einer Reihe von Behindertenverbänden und politischen Gremien teil, die beratend an der Umsetzung des Gesetzgebungsvorgangs mitgewirkt hatten.

**Hannelore Bauersfeld**

## Eine Messe geht in die zweite Runde

Reha fair Berlin 2006, 28.09.–30.09.2006,  
Messehallen unter dem Funkturm

Die Reha *fair* Berlin ist die Messe für Prävention, Rehabilitation, Integration sowie der allgemeinen Gesundheit und Pflege. Unter dem Motto „Miteinander Leben!“ findet sie vom 28. bis 30. September 2006 zum zweiten Mal in den Messehallen unter dem Funkturm statt und gibt Menschen mit und ohne Handicap umfangreiche Möglichkeiten, sich rund um die Themen Behinderung und Gesundheit zu informieren und beraten zu lassen. 350 Aussteller präsentieren neben Dienstleistungen oder Workshops Innovationen und Produkte für den Berufsalltag und für die Bedürfnisse des täglichen Lebens. Auch für die Sport- und Freizeitgestaltung wird Besuchern einiges geboten.

In den Hallen 21 bis 24 zeigen sich die Messeangebote in verschiedenen Themenparks von „Rehabilitation“, bis „Arbeitsleben behinderter Menschen“. Angeboten werden dabei auch Seminare und Weiterbildungen von Firmen und Unternehmen, daneben informieren mehr als 50 Vereine und Verbände vor Ort über ihre Aktivitäten und Angebote für Mitglieder und Hilfesuchende sowie zu ehrenamtlicher Arbeit. Besucher können so auch erste Kontakte zu Menschen mit gleichem Handicap bzw. gleichen Interessen knüpfen. Zu fast allen Behinderungsarten finden Besucher auf der Reha *fair* Informationen und Ansprechpartner.

Im Sommergarten kann der Besucher eine Auszeit vom Messetrubel nehmen oder aber auch das ein oder andere Sportgerät ausprobieren. Überaus sportlich bleibt es bei einem vielfältigen Rahmen-

programm während der gesamten Messe, auf der vom Behinderten-Sportverband Berlin e.V. auch die Behindertensportlerin und der Behindertensportler des Jahres gekürt werden.

Neben den Schirmherren, Berlins Regierender Bürgermeister Klaus Wowereit und Brandenburgs Ministerpräsident Matthias Platzeck, werden diverse Akteure aus Politik und Wirtschaft erwartet. Im Anschluss an die Eröffnungsveranstaltung am 28.09. diskutieren die Behindertenbeauftragten von Berlin und Brandenburg, Martin Marquardt und Rainer Kluge, zu behindertenpolitischen Themen.

Besucher haben auf der **Reha fair** viele Möglichkeiten, das diesjährige Motto „Miteinander Leben“ selbst aktiv mit Leben zu füllen. Sollte dabei ein Rollstuhl mal Kummer bereiten, befindet sich neben dem Messebüro ein Rollstuhlreparaturservice. Für Menschen mit Behinderung steht ein Telebus-Shuttle zur Verfügung. Haltestellen, Fahrzeiten sowie das komplette Messeprogramm sind zu finden unter [www.rehafairberlin.de](http://www.rehafairberlin.de) oder zu erfragen beim Veranstalter BS Berlin Service GmbH.

**Michaela Hartlieb**  
BS Berlin Service GmbH



### Reha fair Berlin 2006

**28. September bis 30. September 2006,  
10:00 Uhr bis 18:00 Uhr**

Messegelände Berlin unter dem Funkturm,  
Eingang über Masurenallee  
(Gegenüber vom Haus des Rundfunks, RBB), Hallen 21 bis 24 + Sommergarten

#### Eintritt:

6,-Euro, 3,- Euro ermäßigt, 3,- Euro für Gruppen ab 10 Personen; freier Eintritt: Begleitpersonen von Menschen mit Behinderung (Ausweiskennzeichnung B), nicht schulpflichtige Kinder

#### Anmeldungen:

Besuchergruppen:  
Yvonne Bienas  
Tel.: 030 / 26 93 40-30  
E-Mail:  
[y.bienas@bsberlinservice.de](mailto:y.bienas@bsberlinservice.de)

#### Veranstalter:

BS Berlin Service GmbH  
Tel.: 030 / 26 93 40-30  
Fax: 030 / 26 93 40-32  
E-Mail:  
[info@bsberlinservice.de](mailto:info@bsberlinservice.de)  
[www.rehafairberlin.de](http://www.rehafairberlin.de)

## Arbeit war das wichtigste Thema

Diskussion zur „Zukunft der Behindertenpolitik in Berlin“  
am 26. Juli 2006



**I**m Vorfeld der Wahlen zum Abgeordnetenhaus stellten sich die Parteien am 26. Juli im Berliner Rathaus den Fragen von Bürgerinnen und Bürgern mit Behinderung. Brisantes Thema dieser Diskussion, die von der Landesvereinigung Selbsthilfe Berlin (LVSH Berlin) organisiert wurde, war die Zukunft der Behindertenpolitik in der Bundeshauptstadt.

Die LVSH Berlin hatte ihre Mitglieder gebeten, Fragen an die Politiker zu formulieren. Alle im Abgeordnetenhaus vertretenen Parteien hatten die insgesamt 18 Fragen beantwortet. Die Frage „Welche Landesprogramme werden Sie initiieren, um die Arbeitslosigkeit von Menschen mit Behinderung – vor allem jener über 50 Jahre – sinnvoll zu bekämpfen, damit auch jene Menschen eine schnellere und umfassende Eingliederung und Teilhabe am Arbeitsleben sowie bessere Arbeitsbedingungen und somit optimale Partizipationschancen an der Arbeitswelt bekommen?“ stand im Mittelpunkt der Diskussion. Rund 100 Menschen füllten den Ferdinand-Friedensburg-Saal im Roten Rathaus an diesem Hochsommertag. Fragen nach der Praxis der Gutscheinausgabe, der Qualifizierung von Mitarbeitern in den Jobcentern und einer Bündelung der Kompetenzen im Schwerbehinder-

tenrecht, z. B. in der Beratung von Hörbehinderten mit Dolmetscher, bestimmten darüber hinaus den ersten Teil der Diskussion.

Weiteres Thema war die Frage „Welche Vorstellungen haben Sie, den Sonderfahrdienst für Menschen mit Behinderung zu erhalten, der für die Nutzer auch bezahlbar ist?“. Auf dem Podium waren sich alle einig. Der Sonderfahrdienst solle bleiben, er sei zudem auch durch das Landesgleichstellungsgesetz abgesichert. Senatorin Knake-Werner bekräftigte: „Ich will einen reibungslosen Fahrdienst auch in den nächsten Jahren.“ Sie sicherte ein Treffen von Betreiber, Fahrbetrieben und Senatsverwaltung sowie von Menschen mit Behinderung und ihren Vertretern noch vor den Wahlen zu.

Die Föderalismusreform löse bei den Betroffenen Befürchtungen aus, wie es ein Teilnehmer ausdrückte. Er sehe unterschiedliche Lebensbedingungen für Menschen mit Behinderung kommen, „Sozialpolitik nach Haushaltslage.“ Nach Aussage der anwesenden Abgeordneten seien wegen der prekären Finanzlage Berlins und der Föderalismusreform durchaus weitere Kürzungen denkbar.

Unter [www.lv-selbsthilfe-berlin.de](http://www.lv-selbsthilfe-berlin.de) sind die Antworten der Parteien auf die Wahlprüfsteine der Landesvereinigung Selbsthilfe Berlin nachzulesen. Nach der Wahl kann man die Parteien anhand ihrer Aussagen prüfen.

**Thomas Golka**

## Sentimentaler Rückblick nach vorn

Der Fahrdienst für Menschen mit  
Behinderung – gestern und heute



Es war einmal, als Ärzte das Recht hatten, im 4. Stock ohne Fahrstuhl zu praktizieren, weil sie bei ihren Patienten, die keine Stufen gehen konnten, regelmäßig sowieso und besonders bei Notfällen Hausbesuche machten. Es war einmal, als Behörden im Bedarfsfall Hausbesuche bei Menschen mit Behinderung machten, wenn ihre Dienststelle nicht barrierefrei erreichbar war. Damals war's, als es noch keinen Fahrdienst für Menschen mit Behinderung gab.

Die ersten Jahre des Telebus erlebte ich nicht bewusst mit, da ich in Heimarbeit viel zu berufstätig war, um aus dem Haus zu kommen. Als das wieder möglich war, verwies jeder Mensch auf den Telebus, mit dem Gehbehinderte, wenn sie nur entsprechend behindert waren, an jeden Ort des Stadtgebietes gefahren und nötigenfalls auch hingetragen würden. Also versuchte auch ich es mal mit diesem „Ersatzverkehrsmittel für Behinderte“, das es zu jenem Zeitpunkt schon fast 20 Jahre gab. Als ich am Zielort ankam, war

ich gerädert, jeder Wirbel meines Kreuzes war gestaucht, und mir kräuselten sich die Fingernägel bei dem Gedanken, mich noch einmal in so einen Bus hineinschieben lassen zu müssen. Ich hatte die etwas längere Stadtfahrt über auf der Hinterachse fixiert gestanden.

Am meisten irritierte mich am „Telebus“, dass man tage- bis wochenlang vorher seine Bestellung aufgeben musste, aber diese niemals bestätigt bekam. Lediglich Absagen wurden angesagt, meist recht kurzfristig. Aber mit der Zeit gewöhnte ich mich daran, dass keine Absage eine Zusage bedeutete. Hat ja auch was.

Weniger gut gewöhnte ich mich daran, dass eine Vorbestellung für z. B. 14 Uhr auch bedeuten konnte, dass der Wagen bereits um 13.30 Uhr oder erst um 14.30 Uhr kam. Aber das hat wohl mehr damit zu tun, dass ich – wie viele andere Menschen mit Gehbehinderung auch – meine Freizeitgestaltung zumeist an festen Ter-



minen orientiere, zu Vorträgen oder anderen Verabredungen gehe, wo es dann störend wird, wenn man jemanden warten lässt oder in eine begonnene Veranstaltung herein platzt. Und auch längere Zeit vorher oder nachher wartend im Regen stehen zu müssen, baut einen nicht wirklich auf. Hübsch-hässlich übrigens noch, bei der Vorbestellung bereits ansagen zu müssen, wann man genug von dem Freizeitvergnügen hat, zu dem man sich begeben

will, denn längst nicht alle Veranstaltungen folgen einem minutiösen Zeitplan. Manchmal hat man sich auch nach dem Vortrag noch etwas unter vier bis sechs Augen zu sagen – vielleicht, gelegentlich. Logisch, die Fahrten dieser Sonderfahrzeuge müssen koordiniert werden, aber es ist ausgesprochen stimmungstötend, wenn einer nach dem anderen mitten aus einer Gruppe und dem gesprochenen Satz heraus gen Bus geschoben wird oder man den einen oder anderen gar nicht erst kennen lernen kann. Aber auch das ist letztendlich eine Frage der Gewohnheit.

Mit mobilcab wurde es anders – und für mich persönlich angenehmer. Hier konnte ich – je nach gesundheitlicher Situation – spontan fahren und so lange bleiben, wie es mir sinnvoll erschien. Ich halte diese Form der Fahrtenvermittlung und Funktion eines Fahrdienstes für optimal, da hier wirklich selbstbestimmtes Leben praktizierbar wird. Also unterstützte ich diese Form des Freizeitfahrtenangebotes des Landes Berlin – wie viele andere Berechtigte auch, denn der ÖPNV bleibt mir u. a. mangels Geld für einen Schiebedienst inzwischen verschlossen.

Aber da es offensichtlich mehr Menschen mit Behinderung gibt, die eher mit einer Vorbestellungspraxis als mit Spontanfahrten zurechtkommen, wird der neue SFD-Berlin wieder auf die vorher beschriebene BZA-Vorbestellungspraxis zurückgefahren. Leider.

### Der neue Fahrdienst SFD-Berlin

Die ersten Tage nach dem 1. Juli 2006 brachten alt bekanntes, blankes Entsetzen mit sich, als man telefonisch – mal wieder – nicht durchkam, denn nach mehrfachem Besetztzeichen folgt eine minutenlang anhaltende, kostenpflichtige Warteschleife; womit die neue Fahrtenvermittlung den Wünschen des Senats nach schneller Erreichbarkeit des Anschlusses zwar entspricht, die Nutzer so jedoch noch lange nicht am Ziel ihrer Wünsche

angelangt sind. Als Begründung für die aktuelle Unerreichbarkeit lässt sich anführen, dass aufgrund des Datenschutzes alle für eine Freizeitfahrt relevanten Informationen der Berechtigten neu eingespeichert werden mussten, was jedes einzelne Telefonat erheblich verlängert. Auf Besserung kann gehofft werden.

### Wann was?

Die tägliche Bereitstellung des Sonderfahrdienstes ist für alle sieben Wochentage festgelegt. Von 5.00 Uhr morgens bis 1.00 Uhr nachts sollen der Nachfrage entsprechend ausreichend Wagen fahrbereit zur Verfügung stehen – was immer das in Zahlen und Kosten bedeutet.

Die telefonische Anmeldung der Fahrtenwünsche wurde vom Senat zeitlich eingegrenzt auf wochentags Montag bis Freitag zwischen 7.00 und 17.00 Uhr. Darüber hinaus gibt es keine Beauftragung des Fahrtenvermittlers von zusätzlichen Erreichbarkeitszeiten für Sofortbuchungen, Absagen oder Notfälle – zumindest nicht im Vertragswerk zwischen Senat und dem Betreiber WTB (Wirtschaftsgenossenschaft Berliner Taxibesitzer eG).

Wenn also darauf hingewiesen wird, dass „ausnahmsweise“ auch zwischen 17.00 und 7.00 Uhr Anrufe bei der Fahrtenvermittlungszentrale getätigt werden können, dann ist dies wohl ein Angebot der WTB, bei dem es für Erreichbarkeit eines Fahrtenvermittlers jedoch keine Gewähr gibt. Dies gilt besonders für die Grauzonen zwischen 5.00 (Fahrbereitschaftsbeginn) bis 7.00 Uhr (Beginn der Telefonbereitschaft für Vorbestellungen an Wochentagen, nicht an Sonn- und Feiertagen!) sowie die Zeit von 17.00 bis 1.00 Uhr, in denen der Sonderfahrdienst theoretisch Freizeitfahrten für Menschen mit Behinderung durchführen soll, aber durch die telefonische Unerreichbarkeit niemand zur Verfügung steht, der einen Ersatzwagen beispielsweise herbeirufen könnte, wenn mal ein Wagen ausfällt und der Berechtigte wartet.

Wer es telefonisch nicht schafft durchzukommen, um eine Bestellung aufzugeben, kann rund um die Uhr faxen oder per E-Mail die Fahrtenwünsche aufgeben. Aber nicht jeder hat einen PC oder eine Faxmöglichkeit, und eine Rückbestätigung, dass die Bestellung angekommen ist und durchgeführt werden wird, gibt es – wie schon immer – auch heute noch nicht.

### Verkehrssicherheit gefährdet

Sorge bereitet mir, dass die Disposition der Fahrten künftig derart erfolgen soll, dass die Fahrer selbst während ihres Dienstes nicht nur die für den laufenden Tag per Funk eingehenden Fahrtenangebote, sondern auch Fahrten für kommende Tage für sich und ihr Fahrzeug selbst disponieren sollen. Das mag für doppelt besetzte Busse noch keine weitere Belastung bedeuten, aber die nur mit einem Fahrer besetzten Wagen werden meines Erachtens erheblich vom allgemeinen Straßenverkehr abgelenkt und gefährden durch diese Dispositionstätigkeit nicht nur die allgemeine Verkehrssicherheit, sondern auch ihre eigene sowie die Gesundheit ihrer Fahrgäste – und das in Zeiten, in denen es unter Strafe steht, im Straßenverkehr ohne Freisprechanlage im Wagen zu telefonieren.

### Fazit

Die Zeiten ändern sich und man muss sich immer wieder umgewöhnen. Das ist mal lästig, mal zeigt es einem, wie lebendig man ist.

Die neue Freizeitfahrtenvermittlung „SFD-Berlin“ hat Chancen, nach den Anfangsstürmen zu funktionieren, wenn sich die Berechtigten an die neu-altens Bedingungen halten und nur Vorbestellungen abgeben, in denen sowohl die Hin- als auch die Rückfahrt präzise definiert sind. Wenn diese Fahrten noch während der Betriebszeit der SFD-Telefonzentrale liegen, die zur Zeit nur „ausnahmsweise“ auch zu anderen Zeiten erreichbar ist,

dann ist sogar die Chance gegeben, eine Verspätung oder den Ausfall eines Wagens melden und um Ersatz bitten zu können. Ob Spontanfahrten eines Tages wieder möglich sein werden, wird sich zeigen. Zurzeit sind sie nur zufällig möglich.

Vorbestellungen können jederzeit und spätestens bis zu einem Tag vor Fahrtantritt getätigt und auch wieder abgesagt werden (telefonisch, wenn man durchkommt, per Fax oder E-Mail zu jeder Uhrzeit). Für Absagen am Tag der vorbestellten Fahrt selbst wird nicht nur eine Ausfallgebühr erhoben (2,05 Euro), ob sie zur Kenntnis genommen und bearbeitet werden, ist zur Zeit auch nicht sichergestellt. An den übrigen Eigenbeteiligungssätzen hat sich nichts geändert.

Wer eine Spontanfahrt am Tag selbst benötigt, dem wird „Viel Glück!“ gewünscht, dass er/sie telefonisch durchkommt und dann auch ein freier Wagen zur Verfügung steht.

Mit jeder Innovation stirbt auch ein Stück der „guten alten Zeit“ – nur die Hoffnung nicht, dass die Zukunft wenigstens nicht noch viel schlechter werden möge, als es die „gute alte Zeit“ jemals war.

### SFD-Berlin – Sonderfahrdienst für Menschen mit Behinderung in Berlin

Telefon: 030 - 26 10 23 00

Telefax: 030 - 26 10 23 99

E-Mail: [order@sfd-berlin.de](mailto:order@sfd-berlin.de)

Bitte geben Sie immer Ihre Berechtigungsnummer an!

**Hannelore Bauersfeld**

## Von A wie Antragsstellung bis Z wie Zielvereinbarung

Das Persönliche Budget – Ein Handbuch für Leistungsberechtigte

Seit dem 01.07.2004 ist es möglich, nach dem Sozialgesetzbuch IX und SGB XII bundesweit das Persönliche Budget als neue Form der Leistungserbringung zu beantragen. Damit werden die Geldleistungen direkt den Leistungsberechtigten zur Verfügung gestellt und nicht wie bisher über dritte Leistungserbringer. Doch die Zahl der Budgetnehmer ist nach wie vor verhältnismäßig gering, denn es herrschen große Verunsicherungen auf Seiten aller Beteiligten.

In dieser aktuellen politischen Diskussion erscheint das Handbuch, herausgegeben von Forsea mit Unterstützung der Deutschen Rentenversicherung Baden-Württemberg, zur richtigen Zeit am richtigen Ort.

Der Aufbau von A wie Antragsstellung bis Z wie Zielvereinbarung ist übersichtlich, detailgenau und nachvollziehbar. Die Gestaltung ist sehr ansprechend. Das Handbuch ist für jeden wichtig, der sich auf Grund seiner Behinderung mit der Frage beschäftigt, sein Leben eigenständig und selbstbestimmt mit der Unterstützung zu organisieren, die seinem wirklichen Bedarf entspricht.

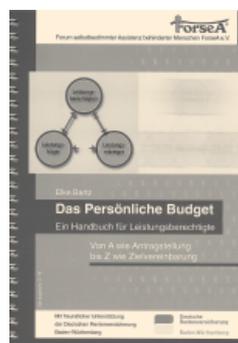
Mit bewundernswerter Besonnenheit und Neutralität erklärt Elke Bartz die Befürchtungen und Anliegen aller Beteiligten, vom Leistungsberechtigten bis zum Leistungserbringer. Doch an manchen Stellen wünscht man sich von der sonst so kämpferischen Elke Bartz mehr Parteilichkeit für die Budgetnehmer, denn manche Fragen und Forderungen wie z. B. Bedarfsdeckung oder einkommensunabhängige Assistenz sind noch immer nicht zufriedenstellend geregelt.

Das Ziel des Handbuches ist es, eine persönlichen Entscheidungshilfe für oder gegen eine Beantragung des Persönlichen Budgets zu sein. Und dies gelingt allemal, denn das Handbuch gibt sehr gute Informationen an die Hand.

Doch die Beantragung des Persönlichen Budgets bleibt weiterhin sehr komplex und selbst die Leistungserbringer haben noch wenige Erfahrungen mit dem Verfahren. Daher stimmen ich Elke Bartz zu, dass eine kompetente Beratung auch weiterhin erforderlich bleibt. Die Broschüre führt dafür eine sehr gute Beratungsadressenliste auf.

Gratulation zum Gelingen dieser Broschüre, sie zeichnet sich durch hohen Sachverstand aus. Darüber hinaus lebt das Handbuch von dem Herzblut und der Ausdauer, mit der Elke Bartz die Idee und die Umsetzung vom Persönlichen Budget voranbringt.

**Eileen Moritz**



**Elke Bartz**  
*Das Persönliche Budget – Ein Handbuch für Leistungsberechtigte*

zu bestellen bei  
Forsea – Forum selbstbestimmter Assistenz  
behinderter Menschen e. V.  
Nelkenweg 5  
74673 Muldingen-Hollenbach  
Kosten: 5,- Euro  
plus ein mit 1,45 Euro frankierter und  
selbstadressierter Rückumschlag (DIN C5)

## Reiselust?

Angebote des Reisebüros der Fürst  
Donnersmarck-Stiftung

**F**ür den Herbst und Winter bieten wir Ihnen noch einmal eine bunte Mischung von Reisen und Tagesfahrten an.

Im September, am 11.09. können Sie einen Spätsommertag auf dem Dölgensee genießen. Bei Kaffee und Kuchen machen wir eine Seerundfahrt auf einem rollstuhlgerechten Boot.

Vom 09. bis 14.10. geht es unter dem Motto „Natur erleben“ nach Rheinsberg. Zu Lande und zu Wasser machen wir Ausflüge, auf denen die wunderschöne Natur in und um Rheinsberg auf besondere Art erlebt und entdeckt werden kann. Von diesen Ausflügen erholen wir uns in der komfortablen Atmosphäre des HausRheinsberg.

Dresden mit seinen vielfältigen architektonischen und kulturellen Höhepunkten steht vom 30.10. bis 02.11. auf dem Programm. Wir wohnen im Martha Hospiz in unmittelbarer Nähe zur Innenstadt und haben so bequem die Möglichkeit, die vielen Sehenswürdigkeiten vom Zwinger über die Frauenkirche bis zur Semperoper und vieles mehr zu erkunden.

Vom 24.11. bis 26.11. wird ein Wochenende dem Tauchsport gewidmet sein. Wiederum im HausRheinsberg, haben Sie



### Kontakt:

Reisebüro der  
Fürst  
Donnersmarck-  
Stiftung  
Blissestraße 12,  
10713 Berlin  
Tel.:  
030 - 821 11 29  
Fax:  
030 - 822 98 03  
reisebuero@fdst.de

die Gelegenheit, diese besondere Sportart einmal auszuprobieren. Danach können Sie sich dann gemütlich am Kamin oder in der Bar erholen.

Ja, und dann kommt schon so langsam die Weihnachtszeit: Auf einer Lichterfahrt durch Berlin am 14.12. genießen wir, wie schön sich die Stadt für das Weihnachtsfest geschmückt hat.

## Alle Termine auf einen Blick

<b>Schiffahrt auf dem Dölgensee:</b>	11.09., Preis: 45,- Euro
<b>„Natur erleben“ im Haus Rheinsberg:</b>	09.-14.10., Preis: 345,- Euro
<b>Dresden:</b>	30.10. -02.11., Preis 310,- Euro
<b>Tauchwochenende im Haus Rheinsberg:</b>	24.-26.11., Preis: 199,- Euro
<b>Lichterfahrt:</b>	14.12., Preis: 42,- Euro

## Dolce Vita

Auf Kurzreise in Bad Schandau

**W**as, du willst verreisen? Mit deiner armen alten gelähmten Mutter? Und dann schleppst du sie ausgerechnet noch in die Sächsische Schweiz? Was wollt ihr denn samt Rollstuhl zwischen den Felsen? Das ist doch eine Schnapsidee!“ So und ähnlich waren die Reaktionen auf unsere Reisepläne nach Bad Schandau. Meine „arme alte“ Mutter ließ sich aber die Vorfreude auf erlebnisreiche Tage in netter Gesellschaft nicht vermiesen und war in Gedanken schon beim Koffer packen – und ich war mir sicher, wenn die Reise von der Stiftung organisiert und begleitet wird, ist alles bestens vorbereitet und wir können beruhigt unseren heimischen Logenplatz vor dem Fernsehen zugunsten eines Logenplatzes im Donnersmarck-Rollibus aufgeben. Also, carpe diem! Dann erhielten wir die Post mit dem Reiseprogramm. Es war sehr viel versprechend: Kultur, Natur, Zeit für individuelle Wünsche blieb auch noch. Mit der Vielseitigkeit des Programms begann aber auch der Ärger mit Mutter beim Koffer packen! Sie brauchte Gepäck ohne Ende. Los ging es vom Reisebüro in der Blissestraße. Dann ging es in null Komm nix bis Dresden und weiter auf der neuen Autobahn durch leuchtende Rapsfelder und mit wunderbarem Panorama bis Pirna. Die restlichen 20 Kilometer bis Bad Schandau fuhren wir bergab, immer an der Elbe entlang. Die Felsen rückten näher, das Tal wurde enger und man bekam die ersten Eindrücke von dieser einzigartigen Landschaft.

Als Unterkunft in Bad Schandau war das Apart Hotel am Schlossberg für uns gebucht. Ein neu erbautes Haus, gut für Rollstuhlfahrer geeignet, sehr modern und geschmackvoll eingerichtet. Allerdings muss man im Vorfeld seine persönlichen Bedürfnisse genau anmelden, da alle Zimmer und Appartements unterschied-



lich geschnitten sind und nicht jedes für jeden Rollifahrer geeignet ist. Unser Zimmer war optimal. Wir richteten uns gemütlich ein und trafen uns mit dem Rest unserer kleinen Gruppe im Restaurant. Es war wirklich wie ein Familienausflug, da wir uns alle schon von anderen Reisen kannten. Der gute Geist der Reise als Begleitung und Helferin mit Rat und

Tat war Frau Busch. Ob es darum ging die besten Happen vom Frühstücksbuffet zu ergattern, den besten Tisch in Restaurant, Schiebehilfe, Chauffierdienste oder abends eine Schwätzchen an der Bar – mit ihr ist man immer ganz vorn dabei!

Der nächste Tag war ganz für Dresden reserviert. Zuerst gab es wegen vieler Baustellen eine unfreiwillige Rundfahrt durch die Altstadt. Wir kamen aber pünktlich zu unserer Führung an der Semperoper. Man kam aus dem Staunen über dieses wunderschöne Haus und die handwerklichen Künste beim Wiederaufbau gar nicht heraus. Da unsere Gruppe so klein war, durften wir sogar in die Königsloge. Nach soviel Kultur brauchten wir dringend eine Stärkung. Auf dem Restaurant und Theaterschiff „Kahnaletto“ an der Augustusbrücke konnten wir bei leichter italienischer Küche den Blick über die Elbe auf das Japanische Palais genießen.

Am Nachmittag bummelten wir durch die engen Gassen der Altstadt. Den Fürstentzug und den Zwinger haben wir bewundert, das Kopfsteinpflaster und die hohen Bordsteinschwellen verflucht.

Noch einen Cappuccino und ein Eis mit Begleitung von Straßenmusikanten, ein letzter Blick über den Theaterplatz und das Italienische Dörfchen – und wir fuhrten groggy, aber glücklich wieder in unser stilles Tal zurück.

Der nächste Tag verhiess Natur. Ein Kataran stand für uns bereit, und ab ging es die Elbe stromaufwärts bis zur tschechischen Grenze. Vorbei an den Schrammsteinen und Affensteinen bei strahlend blauem Himmel, Sonnenschein, fröhlich winkenden Menschen am Ufer. Wir saßen mit riesigen Sonnenbrillen lässig zurückgelehnt in weißen Lederpolstern bei einem kühlen Glas Sekt und winkten vornehm zurück. Dolce Vita und die Riviera lassen grüßen! Aber der Höhepunkt (im wahren Sinne des Wortes) des Tages sollte noch kommen: Die Festung Königsstein. Im gläsernen Panorama-Aufzug „klettern“ wir außen am Felsen hoch und hatten einen atemberaubenden Blick über Täler und Wälder bis zum Horizont nach Dresden. Oben auf dem Felsenplateau gab es unheimlich viel zu sehen: die Friedrichsburg, das Zeughaus, mehrere Museen, einen mittelalterlichen Markt und und und. Wir schafften nicht mal die Hälfte, man hätte einen ganzen Tag gebraucht. So entschieden wir uns für den schmalen Weg an der Mauerkrone entlang. Durch die Schießscharten kann man sehr gut die Aussicht auch im Sitzen genießen, und so erfüllen die Löcher für die riesigen Kanonen heutzutage wenigstens einen guten Zweck. Für den Abstieg benutzen wir wieder unseren gläsernen Fahrstuhl, denn diese steilen Abhänge hinunter mit den Schieberollis – das haben wir uns dann doch erspart. Im Hotel schliefen wir nach einem leckeren Menü und einem Plausch an der Bar wie die Murmeltiere.

Der Tag darauf führte uns wieder nach Dresden. Ein weiterer Höhepunkt der Reise: Eine Orgelandaht und Führung in der Frauenkirche. Wir mussten uns aber nicht in die Menschenmassen einreihen, wir benutzten einen separaten Eingang

mit Fahrstuhl und rollten ganz bequem direkt vor den Altar. Bei den ersten Klängen der Orgel waren wir alle sehr ergriffen. Es war ja nicht nur irgendeine wunderschöne Kirche – man spürte an diesem Ort, wie Geschichte lebendig wird, man spürte das Leid ebenso wie die Mahnung zu Versöhnung und Frieden.

Nach so viel innerer Einkehr kehrten wir erstmal im Palais der Gräfin Cosel ein, wo man sich um unser leibliches Wohl kümmerte. Die Gestaltung des Nachmittags wurde beraten. Wir entschieden uns für das Hygienemuseum mit der weltberühmten gläsernen Frau, andere brachen auf zum Einkaufsbummel am Neumarkt. In diesem äußerst lebendig gestaltetem Museum staunten wir nicht schlecht, was wir den kreativen Dresdnern alles zu verdanken haben: die Erfindung des Mundwassers Odol, der Dauerwelle, der Filtertüten und nicht zuletzt des Büstenhalters! Bei einem „Schälchen Heeßen“ (so nennt man in Sachsen richtig guten Kaffee – im Gegensatz zum „Bliemchenguffe“, der so dünn ist, dass man das Blumenmuster auf dem Tassenboden sehen kann) warteten dann wir für die Heimfahrt auf den Rest unserer Truppe.

Und schon war der fünfte Tag unserer Reise da. Diesmal ging es hoch auf den Basteifelsen. Oft gesehen auf Gemälden der Romantiker Casper David Friedrich und Ludwig Richter – jetzt standen wir leibhaftig dort oben und konnten dieselbe traumhafte Aussicht in natura genießen. Soviel frische Luft macht hungrig: Es duftete verlockend vom Holzkohlegrill nach „Roster“. Dem Preis nach hätte es irgendetwas mit Blattgold Belegtes sein müssen, aber es war eine supersächsische Rostbratwurst mit supersächsischem echten Bautzener Senf. So gestärkt ging es auf Wanderschaft durch den Wald. Dort ist das Kernstück des Naturschutzgebietes „Nationalpark Sächsische Schweiz“, ein richtiger Märchenwald. Für uns Großstädter ein Erlebnis ganz besonderer Art. Wir wanderten auf einem alten Weg, den

schon zu Mozarts Zeiten die Kutschen nach Prag genommen haben und machten Rast an einer kleinen Poststation, wo früher die Pferde gewechselt wurden. Allein hätten wir diesen zauberhaften Ort nie entdeckt, aber wir hatten ortskundige Begleitung, sozusagen einen „Ranger“, der das Gebirge und die Wälder wie seine Westentasche kannte und uns sicher wieder bis zum Parkplatz begleitete. Zurück in Bad Schandau, machten wir nach einem kleinen Stadtbummel beim Anblick der ersten dunklen Wolken auf den Weg ins Hotel.

Der Himmelfahrtstag begann dann auch mit Regen. Das störte uns nicht so sehr, auf unserem Programm stand eine Führung durch das Naturparkhaus gleich neben dem Hotel. Man lernte die Entstehung dieser seltsamen Felsenformationen kennen sowie den richtigen Umgang mit Fauna und Flora, damit alles so erhalten bleibt. Der Nachmittag war zur freien Verfügung, jeder verbrachte die Zeit auf seine Weise.

Der nächste Tag war auch schon der letzte. Pirna stand auf dem Programm. Das Wetter war wieder schön, und wir brachen auf mit einer sehr netten jungen Stadtführerin, um die Altstadt zu erkunden. Bisher kannten wir von Pirna nur eine Durchfahrtsstraße, ziemlich graumäusig, und die Neubausiedlungen, die noch den echten DDR-Charme versprühten. Umso größer war die Überraschung, als wir auf dem zauberhaften Marktplatz standen. Irgendwie war die Zeit hier stehen geblieben, denn die Silhouette, die Canaletto auf seinen Stichen verewigte, ist fast originaltreu erhalten. Die prächtigen Bürgerhäuser mit ihren Arkadenhöfen erzählen vom Reichtum dieser Stadt, als Dresden noch ein Provinznest war. Die mächtige St. Marien Kirche, die von der Größe und der reichen Ausstattung jedem Dom Konkur-



renz machen kann, vermutet man nicht in einer so kleinen Stadt. Wir besichtigten noch das kleine Dominikanerkloster mit dem idyllischen Klosterhof und der St. Heinrich Kirche, in der man die Schäden der Jahrhundertflut noch deutlich sehen kann. Nach der Stadtführung bummelten wir allein durch die Straßen bis zur Elbe, wo uns ein Biergarten zur Pause einlud. Das Ambiente war einfach und rustikal – die Bedienung auch! Aber der Platz im Schatten der alten Bäume, die Aussicht auf den Fluss und die Weinberg am ande-



ren Ufer – und nicht zuletzt die „Roster“ vom Grill – entschädigten uns reichlich. Zurück ging es an der alten Stadtmauer entlang zum Parkplatz. Langsam stellte sich Wehmut ein, wir mussten nach Bad Schandau zum Koffer packen! Am Abend versammelten wir uns zum „Scheidelbecher“ an der Bar. Meine Mutter und ich tranken noch mal auf diese schöne Zeit, auf die netten Menschen, die uns das alles ermöglicht haben, auf die vielen Erlebnisse, von denen wir zu Hause noch lange zehren können – und auf die alten Nörgeltanten, die uns die Reise ausreden wollten. Wir hatten natürlich von allen Stationen der Fahrt Postkarten verschickt, damit die zu Hause vor ihrem Fernsehen so richtig neidisch werden. Am nächsten Morgen wurde es ernst. Die Abfahrt rückte näher – und noch eine liebevolle Überraschung: Um den Abschiedschmerz zu versüßen, bekamen wir von unserer Pflegerin ein Stück echte Dresdner Eierschecke, ein Küsschen und Winke, Winke, als unser Bus abfuhr.

**Monika Kataski**

## Großartige Goldoni-Gala

Theatergruppe der Fürst Donnersmarck-Stiftung übertrifft selbst eigene Erwartungen

**D**er Schuster nagelte, der Apotheker klopfte Pillen zu Pülverchen, eine liebenswerte kleine Fegerin fegte, die Spinnerin spann Garn, zwei Damen am Balkon lästerten, der jugendliche Liebhaber wollte auf die Jagd gehen, für die der Förster sogar seinen Jagdhund mitgebracht hatte, dessen Gebell jedoch von der fürstlich-sonoren Stimme über-tönt wurde, während die Kellner von Café und Restaurant die Tische eindeckten.

„Der Fächer“ – Premiere in der Villa Donnersmarck, das hieß anfänglich drangvolle Enge auf der Bühne und ein erwartungsfroh gestimmtes Publikum im Saal. Nur die Souffleuse hatte nichts zu tun, denn der Theaterdompteur (pardon: Regisseur) Bernd Kummer hatte ganze Arbeit geleistet. Selbst der Champion unter den Textvergessern des Ensembles lief bei der anschließenden Premierenfeier immer noch sehr überrascht-begeistert von seiner eigenen Leistung herum und verkündete die Botschaft selbst denen, die den Unterschied nie bemerkt hätten. Besagte Souffleuse plauderte ähnlich verblüfft aus dem Nähkästchen, die Schauspieler des Ensembles hätten selbst kleinere Pannen äußerst geschickt überspielt. Das war professionell, das war Theater, wie man es sich wünscht. Das Publikum fühlte sich wohl, schmunzelte, lachte und spendete Szenenapplaus. Theatergott, was willst du mehr?

Nicht nur der 90. Geburtstag der Fürst Donnersmarck-Stiftung, sondern auch das 22-jährige Bestehen der Theatergruppe gaben Anlass, die 17 Ensemblemitglieder nach einer Probezeit von zwei Jahren endlich wieder einmal mit einer neuen Produktion ins Rampenlicht zu rücken.

Bernd Kummer hatte eine der letzten italienischen Komödien von Carlo Goldoni ausgewählt, der im Februar seinen 300. Geburtstag gefeiert hätte: „Der Fächer“.

### Der Fächer

Ein kleiner, unscheinbarer Fächer bringt in dieser italienischen Komödie eine ganze Stadt durcheinander. Carlo Goldoni führt die verschiedensten Gesellschaftsschichten zusammen, paart Irrsinn mit Alltag und Intrige mit Liebe. Er vermengt menschliches Versagen mit tugendhaftem Verhalten und garniert alles mit einer guten Portion Humor und Satire. Der Fächer, den Evaristo seiner Geliebten Candida als Liebesbeweis schenken will, erreicht sein Ziel erst, nachdem er an vielen handelnden Personen vorbeigekommen ist. Er wird verkauft, gestohlen, verschenkt, gewaltsam entrissen, angehimmelt, verloren und versteckt.



Die unterschiedlichen Charaktere wurden von Bernd Kummer trefflich besetzt, der auch die nötigen Kürzungen mit Fingerspitzengefühl für die heutige Zeit einbrachte, so dass der Abend mit dem Fächer – trotz des vielschichtigen Geschehens um das Kleinod – nichts von seinem antiquierten komödiantenhaften Charme verlor, sondern modern, kurzweilig und amüsant war – besonders durch die Ensemble-Leistung. Da capo!

**Hannelore Bauersfeld**

## Tere Tulemast!

Vom 14.05. bis 20.05.2006 hieß es in der Villa Donnersmarck „Willkommen zur Baltischen Woche“. Am Eröffnungstag übernahmen Frau Markowitz und Frau Kühnen-Hurlin gemeinsam die Begrüßung der Gäste. Sie stellten die lettische Botschafterin und die

Untertiteln bekam man rasch die Aussage des lustig gemachten Filmes mit: Gemeinsam sind wir stark!

Danach konnte man an verschiedenen Ständen Kunsthandwerk aus Lettland erwerben oder in Workshops das Herstellen

von Schmuck, Stricken oder Filzen selbst ausprobieren. In den anderen Räumen der Villa waren die schweren Glasskulpturen von Barbara Gulbe ausgestellt. Bemerkenswerte Fotos von Jochen Friedrich aus Lettlands Hauptstadt Riga waren im Wintergarten der Villa zu betrachten. Erstaunlich war auch die Fotoausstellung von Elke Bayer-Börner, die in ihren Bildern ganz banale Lebensmittel (Tomaten, Gurken) gekonnt in Nahaufnahme fotografiert hat. Natürlich gab es auch eine Bücherecke, wo man sich über Land und Leute informieren konnte. Die Nationaltrachten aus Estland, Lettland und Litauen wurden von drei Hostessen gezeigt und vorgeführt. „Rahva Idedon Imeilsad“ – „Diese Trachten sind wunderschön!“ Übrigens hört sich



Botschaftssekretärin von Estland vor, begrüßten Gäste des Kuratoriums der Fürst Donnersmarck-Stiftung und dankten allen Mitarbeitern, die an der Vorbereitung mitbeteiligt waren. Die Gäste aus dem Baltikum dankten in ihrer Laudatio für die angenehme Zusammenarbeit mit der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Die Eröffnung wurde von Zaiga Vilde auf dem baltischen Saiteninstrument Kokle umrahmt. Der Klang dieses Instrumentes erinnerte stark an eine Harfe oder Zither. Es hörte sich fantastisch an! Anschließend wurde der Film „Der Wettstreit zwischen einem Pferd und dem Mückenschwarm“ gezeigt. Mit teils englischen, teils deutschen



Lettisch „weich“ an, während Estisch eher etwas „eckig“ klingt.

Am 16.05. schaute ich mir den Film „Estland Mon Amour“ von Sibylle Tiedemann an. Ein sehr persönlicher Film, mit dem die Regisseurin, die selbst anwesend war, dem höchst merkwürdigen Tod ihres Bruders in Estland auf den Grund gehen wollte. Ein spannender, bewegender Film, der dabei in Naturaufnahmen auch die landschaftlichen Schönheiten aufzeigte und die Schwierigkeiten während der Dreharbeiten. Es offenbarte sich ein Sumpf aus Bestechung, Korruption, aber auch positiv kleine Erfolge. Respekt vor der Leistung von Sibylle Tiedemann und ihrem Team! Der Tod des Bruders wurde nie aufgeklärt. Die Urne mit seiner Asche wurde ihr per Post zugeschickt. Trotz des traurigen Anlasses erfuhr der Zuschauer viel über die Gastfreundlichkeit der Bewohner, die Landschaft und die Hauptstadt Tallinn.

Am 18.05. besuchte ich die Veranstaltung „Lettischer Abend: Baltische Spezialitäten und Folklore“ mit Tereza Reozzenberga (Piano) und Tenor Guntras Vertra. Beide sind sie in Lettland geboren. Seit 1999 ist Guntras Vertra an der Nationaloper Lettland engagiert. Sein Gesangsspektrum umfasst Titelpartien aus Oper, Operette bis zum Musical-Bereich. Tereza Reozzenberga widmet sich der Kammermusik. Sie ging als Preisträgerin aus dem 14. internationalen Kammermusikwettbewerb „Rovere d'Oro“ in Italien hervor. Mit einem abwechslungsreichen Programm zeigten beide Interpreten ihr hervorragendes Können. Es hat mir ausnahmslos gut gefallen!

Am 20.05. sah ich mir den Dokumentarfilm „Wer kennt heute noch die Prussen?“ an. Der ostbaltische Volksstamm Pruzzen, oder Prussen, verschmolz sich mit den deutschen Siedlern, war sesshaft

östlich der unteren Weichsel, dem späteren Ostpreußen. 1230–1293 wurden sie vom Deutschen Orden unterworfen und christianisiert. Die Reste sind im Deutschtum aufgegangen. Aus Prussen wurden Altpreußen, später Preußen. Übrigens, die Vorfahren von Einstein waren Prussen, genauso wie manch andere berühmte Köpfe wie z. B. Immanuel Kant. Ich hatte anschließend jedenfalls den Eindruck, dass fast alle bekannten Persönlichkeiten, egal in welchem Metier sie tätig waren oder sind, „Prussenblut“ in den Adern hatten oder haben. Erstaunlich!

Als letzten Vortrag hörte ich mir die „Lebenssituation der Menschen mit Behinderung in Lettland“ an. Behinderte Menschen werden von der Organisation APEIRONS (1994 gegründet und ab 1999 offiziell anerkannte nicht staatliche Organisation) begleitet mit dem Ziel der Integration in der nicht behinderten Gesellschaft. Die meist freiwilligen Helfer versuchen auch der „restlichen Menschheit“ ein positives Bild Behinderter zu zeigen, sie werben für mehr Toleranz untereinander. Allein die gezeigten Dias gaben einen Einblick in die Situation Behinderter und ihrer Helfer, deren Arbeit und die der Organisation APEIRONS. Ein teils erschreckender, aber auch Mutmachender Vortrag.

Die ca. 40 Musiker und Musikerinnen des Accord Orchestra Potsdam ließen die Baltische Woche mit schwungvollen Melodien von Pop über Klassik bis hin zu bekannten Walzerklängen ausklingen. Eine Woche, die uns mit vielen Angeboten und interessanten Informationen ein „fremdes, fernes Land“ und seine Bewohner etwas näher brachte. Mir wird dieses Ereignis noch lange in Erinnerung bleiben. Danke allen Akteuren!

**Hannelore Jerchow**

## Karneval der Kulturen 2006

In diesem Jahr entschloss sich die Line-dance-Gruppe Richtershorn (in der ich mittanze), zu einer Teilnahme beim alljährlichen Umzug zum Karneval der Kulturen in Kreuzberg. Nachdem die Vorplanungen abgeschlossen waren,



bat unsere Lehrerin Heike Schmidt uns zu drei Probenachmittagen. Dabei tanzten wir das vorgesehene Programm von insgesamt 25 Tänzen, aufgeteilt in fünf Parts, und besprachen alle notwendigen Einzelheiten für den großen Auftritt. Bereits die schweißtreibenden Proben ließen uns ahnen, was wir am Pfingstsonntag erleben würden. Zumal wir beim Tanzen auch noch ein freundliches Gesicht machen

sollten, was gar nicht so einfach ist, wenn man sich auf einzelne Schrittkombinationen konzentriert.

Am 04.Juni, dem Pfingstsonntag, war es endlich soweit. Nach und nach sammelten wir uns am verabredeten Treffpunkt in der Urbanstraße. Von dort aus sollte unser Wagen sich in den Zug einreihen. Leider vergingen noch fast drei Stunden, bis das Abenteuer wirklich begann. Die Wartezeit vertrieben wir uns damit, das Programm mehrfach durchzutanzten, zu reden, andere Gruppen bei ihren Vorbereitungen zu beobachten oder uns mit Hot Dogs und alkoholfreien Getränken zu stärken. Auch ein paar Luftballons mussten noch aufgeblasen werden, die unseren Wagen schmücken sollten. Ein weiteres auffälliges Kennzeichen der „kleinen Western-Karawane“ stellte ein weithin sichtbarer Büffelkopf dar, der am Kühler des Führerhauses montiert war.

Interessiert beobachtete ich, wie eine hawaiianische Hula-Tanzgruppe, stilecht kostümiert in Baströcken, verzweifelt versuchte, mit nackten Füßen auf dem Straßenasphalt unsere Tänze auf ihre individuelle Art und Weise nachzuvollziehen. Es belustigte uns schon, wie sie sich zu den Klängen von z. B. Shania Twain bewegten.

Nicht ganz so lustig fanden wir die Vorbereitungen einiger Jugendgruppen, die nicht nur die ganze Straße mit Technoklängen beschallten und es uns dadurch zum Teil unmöglich machte, der eigenen Musik zu folgen und sogar in unseren Körpern schmerzhaft vibrierte. Sehr gut hingegen gefiel mir das freundliche Interesse, was uns viele Besucher des Umzuges, aber auch zufällige Passanten entgegenbrachten. Sie blieben neugierig stehen und sahen uns beim Tanzen zu.

Bereits zu diesem frühen Zeitpunkt war die Tanzfläche auf dem Wagen schon so gut gefüllt, dass ein ebenso großer Teil neben dem Wagen auf der Straße tanzte. Alle, die sich nicht an den jeweiligen Parts beteiligten, sollten dem Zug zu Fuß folgen.

Des Weiteren sollten Jugendliche mit einem gespannten Seil nebenher gehen, um das Publikum auf Abstand zu halten. Gerade als wir das Programm nochmals getanzt hatten, setzte der Truck sich in Bewegung. Unser Fahrer steuerte das schwere Gefährt so behutsam, dass wir während der Fahrt problemlos tanzen konnten. Während des gesamten Zuges waren wir in einer Geschwindigkeit unterwegs, die Schritttempo noch unterbot. So konnte man dem Wagen auch bequem folgen.

In der Mitte des Zugweges befand sich eine so genannte „Schleuse“. Wir fuhren hindurch und gelangten in eine Art kleines Stadion. Dort säumten Tribünen den Zugweg, die Jury war dort zu finden. Sie hatte in unserem Fall 90 Sekunden lang einen speziellen Tanz zu bewerten. Bei anderen Gruppen war das ihre spezifische Darbietung aus Tanz oder Artistik. Ebenfalls flossen in die Bewertung des Wagens der Gesamteindruck, die Ausgestaltung des Fahrzeuges, die Kostüme der Akteure und die Aussage der Vorführung ein. Erfreulicherweise wurde unsere Gruppe als Neulinge mit dem 10. Gesamtrang belohnt, zumal sich 91 Wagen in der Wertung befanden!

Ungefähr 30 Minuten vor dem Endpunkt des Zuges forderten die Anstrengungen erste Opfer. Der Kräfteverbrauch begann an den Akteuren zu zehren. Zahlreiche Tänzer liefen nur noch hinter dem Wagen, und ich selber setzte mich auf eine Beschallungsbox unserer Musikanlage und verschnaufte. Auch das stellte eine aufschlussreiche Erfahrung dar. Von dieser Warte aus den Blick auf das Publikum am Straßenrand zu richten und gelegentlich zu winken, machte mir auch Freude. Hier konnte ich unmittelbar die Reaktionen des Zuschauers auf unsere Tänze beobachten. Obwohl sich das Augenmerk der Gäste des Umzuges seit Jahren auf die langbeinigen, mit bunten Federn geschmückten Sambatänzerinnen richtet, konnte ich vielfältige Reaktionen auf „unsere Kunst“ feststellen. Sie waren überwiegend positiv.



Viele gute Bekannte und auch „Mittänner“ aus Richtershorn hatten es sich nicht nehmen lassen, uns vom Straßenrand aus zu filmen oder für den Fortgang heftig die Daumen zu drücken. Zwischenzeitlich hatten wir leider auch mit einem Regenguss zu kämpfen, der sich allerdings genauso rasch wie er gekommen war wieder verzog. Somit kann man sagen, dass auch das Wetter optimal mitspielte.

Insgesamt hatten wir viel Glück bei unserem Debüt beim Karneval der Kulturen. Nachdem wir uns noch zu einem abschließenden Gruppenfoto aufgestellt hatten, machte der Großteil unserer Gruppe sich zum S/U-Bahnhof Yorckstraße auf. Auf den Gesichtern der eben noch so munteren Linedancer war eine interessante Mischung aus Erschöpfung und Glücksgefühlen zu sehen. Leider überstand unser Maskottchen, der Büffelkopf, seinen Einsatz nicht unbeschadet. Auf dessen Nacken hatten sich zwei betrunkene Jugendliche gesetzt, wonach das Requisit in seinem Holzrahmen traurig nach unten hing. Die meisten Teilnehmer möchten auch im kommenden Jahr wieder gerne mit dabei sein, wenn denn eine Teilnahme in Erwägung gezogen wird.

### **Anke Köhler**



## Rumba ist Werben umeinander

Deutschlandpokal und Deutsche Meisterschaft im Rollstuhltanz

**D**ass sich Turniertänzer zu präsentieren verstehen, ist eine Binsenweisheit. Sonst würden sie sich nicht den Kampfrichtern stellen, sondern für sich allein tanzen. Aber sie können auch feiern, sich und die Konkurrenz. Das war am 13. Mai 2006 in der Seehalle des HausRheinsberg bei den Titelkämpfen um den Deutschlandpokal (DP) ebenso zu spüren wie bei der offenen Deutschen Meisterschaft (DM). Die fröhliche, teils ausgelassene Stimmung hielt von morgens um 11.00 Uhr, als die Breitensportveranstaltung Deutschlandpokal begann, bis kurz vor Mitternacht, als die letzten Meistertitel vergeben waren.



Ausgetanzt wurden Titel in den Standard- und lateinamerikanischen Tänzen, jeweils im Duo (zwei Rollstuhlfahrer) und im Combi (Rollstuhl und Fußgänger). Der Grad der Funktionseinschränkung bestimmt die Klassifizierung in LWD-Gruppen (international: Level wheelchair dancing). Das führte zu rund 15 verschiedenen Gruppen und einer Vielfalt von Wertungen, Medaillen und Preisen. Un-



Fotos und Platzierungen unter [www.fdst.de](http://www.fdst.de)

geübte Zuschauer konnten da schon einmal die Übersicht verlieren. Doch Ines Tack, Moderatorin im DP, sorgte stets für Klarheit.

Abends, bei der DM, führte Wolfgang Römer, Moderator vom TC Royal Gütersloh, die Zuschauer fachkundig durch das Programm und in die Wertungskriterien Takt und Balance, Ausdruck und Technik sowie Harmonie ein. Auch die Umsetzung der Charakteristik eines Tanzes wird bewertet, und diese Charakteristik erläuterte er stets sehr bildhaft: „Rumba ist die vertikale Umsetzung eines horizontalen Wunsches. Denn die Rumba ist ein Werben umeinander: Die Dame schwankt zwischen Hingabe und Flucht und der Herr zwischen Zuneigung und Selbstherrlichkeit.“



Im Gegensatz zu den Aktiven werden die Zuschauer wohl weniger die Ergebnisse im Kopf behalten, sondern einen eindrucksvollen Tag, der stets eine Werbung für den Rollstuhltanzsport war. Dazu hatte auch die Einlage der Fachgruppe Tanzen in der Turngemeinde Berlin beigetragen, die mit einem freien Gruppentanz für eine Rollstuhlfahrerin und ein Paar die Möglichkeiten dieser Sportart ausloteten und unter frenetischem Applaus eine Zugabe tanzen mussten.

Corrie van Hugten, ehemalige Tanzlehrerin aus Holland, jetzt Wertungsrichterin im Rollstuhl und Prophetin des Rollstuhltanzes, fasste es so zusammen: „Jeder kann das lernen, jeder kann diese Freude erleben!“

**Thomas Golka**

## Rollstuhltänzer gesucht

Das Tanzen im Rollstuhl mal selbst probieren? Interessierte haben die Möglichkeit, sich in den Tanzsälen der Fachgruppe Tanzen der Turngemeinde in Berlin (TiB) zu erproben. Unter Anleitung der Rollstuhltanztrainerin Gabriella-Ann Davis üben am Columbiadamm in Berlin u.a. Stefan Behrens und Sabine Gerstmayr. Sie kam auf Anregung ihres Freundes zum Tanzen: „Er hatte die Idee, er hatte schon getanzt, bevor er im Rollstuhl saß. Mir gefällt das Harmonische beim Paartanz.“

Die Gruppe existiert seit gut einem Jahr, alle 14 Tage treffen sich rund fünf Paare unterschiedlichen Alters in den Vereinsräumen nördlich vom Flughafen Tempelhof. Der Rollstuhltanz ist bei der TiB eine Untersparte der Tanzabteilung, die rund 350 Mitglieder hat, von denen über 150 auch an Turnieren teilnehmen.

Antje Barten findet sich dort wegen des Spaßes und der Freude ein, „aber man muss selbst kommen, um es zu erleben, für jeden ist es ein anderes Gefühl.“ Ein weiterer Nebeneffekt sei sicherlich, dass man mit anderen Menschen in Kontakt kommt. Claudia Foest, die in Rheinsberg beim Schautanzen mit dabei war, hat das Tanzen in Neubrandenburg, einer Hochburg des Rollstuhltanzes, begonnen. Heute geht sie mit der Sicherheit, die sie im

Laufe der Zeit gewonnen hat, „auch in ganz normale Clubs der Stadt, dort tragen mich manchmal die Türsteher hinein.“ Die Hobbygruppe, die sich zukünftige Ambitionen im Turniersport offen hält, sucht noch weitere Tänzerinnen und Tänzer für Paartanz, Gruppen- oder Solotanz.

### Weitere Infos bei

Gabriella-Ann Davis: (03 32 03) 777 87  
Ort: Tanzsäle in der TiB,  
Columbiadamm 11, 10965 Berlin  
Termin: Montags alle 14 Tage



## Ein Maler als Autor

**M**ichael Otto liebt ungewöhnlich geformte Gegenstände. Der Maler aus Erkner, der in den 50er Jahren nach West-Berlin kam und heute wieder in seiner Heimatstadt lebt, studierte von 1958 bis 1964 an der Berliner Hochschule der Künste, zu einer Zeit, in der die abstrakte Malerei „fast dogmatisch“ den Westen bestimmte. „Doch ich war immer am Gegenständlichen interessiert“, sagt Otto.

Seine Anregungen zu den ländlichen Themen, die er in vielen Skizzenbüchern festhielt, bezog er im Siebenbürger Land – bekanntlich auch die Heimat von Graf Dracula. Unter den Siebenbürger Sachsen hat er einige Jahre gelebt. Die Sujets mit städtischen Anklang findet er in Berlin, z.B. interessieren ihn Parkhäuser, Bauwagen und Stadtautobahnen, keine unbedingt klassischen Gegenstände der Malerei.

An der Schöneberger Berufsfachschule für Grafikdesign des Lettevereins unterrichtete Michael Otto zwischen 1974 und 2001. Über Aiga Müller, eine Künstlerkollegin, kam er mit der Fürst Donnermarck-Stiftung in Kontakt und stellte im Haus-Rheinsberg aus. Auf dem Heimweg von seiner Ausstellung in Rheinsberg fiel ihm folgende Erzählung ein, die seinen ungewöhnlichen Blick als Maler ins Erzählerische überträgt: Viel Spaß!

*Thomas Golka*



## Behinderung

**B**ei Neuruppin Nord fahren wir auf die Autobahn in Richtung Berlin. Es war schon dunkel. Wir kamen aus Rheinsberg. Christa sagte: „Du musst nicht schnell fahren.“ „Der Tacho zeigt achtzig“, sagte ich. Ich hing meinen Gedanken nach. Wir waren im Hotel am See gewesen. Wir hatten uns dort die an den Wänden hängenden Bilder angesehen. Im Restaurant wollten wir Kaffee trinken. Vor einem der großen Fenster saß eine Gruppe Rollstuhlfahrer. „Wir möchten gern Kaffee trinken“, sagte ich. Das junge Mädchen vor der Theke wandte sich mit einer stummen Frage an das junge Mädchen hinter der Theke. „Das geht leider nicht“, antwortete letztere. „Dies ist ein Hotel für Behinderte und deren Begleiter. Und über fünfundsiebzig sind Sie ja auch nicht“, fügte sie mit einem Lächeln hinzu. Sie hatte uns dann lächelnd und präzise den Weg zu einem Kaffee gleich in der Nähe beschrieben. Jetzt auf der dunklen Autobahn zwischen Neuruppin Nord und Neuruppin Süd grübelte ich ein wenig. Es war schwacher Verkehr. Ich schien der Einzige auf der rechten Spur zu sein. Links rasten die Schnellen, und das waren alle. „Woran erkennt man eine Behinderung?“, fragte ich mich. Auch die Bemerkung noch nicht zu den über Fünfundsiebzigjährigen zu gehören, hatte keine nachhaltige Freude bei mir auslösen können.

Offensichtlich existieren gesetzliche Festsetzungen, die einem beim Überschreiten dieser unsichtbaren Grenze den Status des Behinderten verleihen. Zumindest in bestimmten Situationen. Aber in welchen und in welchen nicht? Die Frage beunruhigte mich ein wenig. Es gibt so viele Gesetze, von denen man nicht weiß. Täglich kommen neue hinzu. Den jungen Mädchen im Hotel hatte ich nichts vorzuwerfen. Sie hatten uns mitleidig angeblickt und sich viel Mühe bei der Wegbeschreibung zum anderen Café gegeben. Ich hätte mich gern noch mit den jungen Mäd-

chen unterhalten, warum sie so sicher seien, dass wir nicht an einer Behinderung litten. Aber Christa hatte mich mit einem Blick hinausgedrängt. Die kriegen natürlich Zuschüsse, die sie nur für Behinderte kriegen. Sie meinte natürlich das Hotel und nicht die jungen Mädchen.



Auf der Autobahn dachte ich auch an die Parlamentarier und an deren Emsigkeit, was das Produzieren immer neuer Gesetze angeht. Wer war auf den Einfall mit den fünfundsiebzig Jahren gekommen? Irgendwann erreicht also jeder unausweichlich den Behindertenstatus in dieser Gesellschaft. Vorausgesetzt, er wird fünfundsiebzig. Die Grenze lässt sich auch herabsetzen. Ein Gremium aus Spezialisten und Fachleuten muss nur zu dieser Meinung gelangen. Die Grenze zwischen Bluthochdruck und normalem Blutdruck wurde unlängst wieder nach unten korrigiert. Das hatte Christas Arzt triumphierend festgestellt. Vielleicht hätte ich unseren Wunsch im Hotel am See anders vortragen sollen, haderte ich noch mit mir. „Du musst nicht rasen“, sagte Christa. „Der Tacho zeigt achtzig“, sagte ich. Auf der dunklen Autobahn fuhr ich allein auf der rechten Spur. Ich dachte an meinen Fahrlehrer. Warum musste ich gerade jetzt an ihn denken? Das lag doch schon so viele Jahre zurück. Halten Sie sich immer rechts, dann wird Ihnen keiner was

tun, war eine seiner stets wiederkehrenden Wendungen.

Ich hielt mich rechts und ließ die anderen an mir vorbeirasen. Hinter Neuruppin Süd sah ich, dass hinter uns noch ein Fahrzeug auf der Fahrspur der Langsamen war. Als ich mich schon wundern wollte, schwenkte es auf die linke Spur, um uns zu überholen. Nachdem es den Überholvorgang abgeschlossen hatte, schwenkte es wieder auf die rechte Spur. „Das ist ein Polizeiauto“, sagte Christa. Der Polizeiwagen schien an Geschwindigkeit zu verlieren, denn ich musste etwas vom Gas heruntergehen, um den gleichen Abstand zu halten. Aber nach einigen Minuten sagte ich mir: „So langsam musst du ja nun auch nicht fahren.“ Ich blinkte links und setzte zum Überholen an. Wie staunte ich, als das Auto anschließend die gleiche Bewegung vollzog, um wieder vor uns zu sein. Ich entschloss mich, wieder auf meine Lieblingsspur einzuschwenken. Dort hatte ich meine Ruhe und konnte noch etwas über Unterschied zwischen Behinderten und Nicht-Behinderten nachdenken. In diesem Moment blinkten zwei Wörter abwechselnd an dem Aufbau auf dem Verdeck des Polizeiautos: „Bitte folgen.“ Ich weiß nicht, wie lange ich brauchte, um zu begreifen, dass die blinkenden Wörter mir galten. „Der meint dich“, sagte Christa. Nun schwenkte das Polizei-Fahrzeug wieder auf die rechte Spur und ich folgte, wie es mir die blinkenden Wörter anrieten. Wir rollten auf einen Parkplatz. Der Parkplatz lag hinter hohen Hecken und war unbeleuchtet und leer. Es war, als führen wir in einen dunklen Keller, durch dessen staubige Fenster wenig Licht viel. Feucht war es auch. Allerdings war der Lärmpegel, bedingt durch das Rasen der Automobile hinter den Zweigen und Blättern, sehr hoch. Ungefähr zehn Meter hinter dem Polizei-Fahrzeug brachte ich unser Auto zum Stehen.

Ich stieg als Erster aus. Christa blieb sitzen. Am Polizeiwagen erloschen die Lichter. Vor der Einfahrt auf den dunklen Park-

platz hatten mich Erinnerungen an Gehörtes und Gelesenes heimgesucht. Berichte über Räuber, die sich das Gewand des Gesetzeshüters überwerfen, um so ihre Schandtaten zu begehen. Diese Geschichten hatten allerdings meist in östlicheren Teilen Europas gespielt. Aber konnte ich mich verlassen, dass das immer so blieb? Auch die Grenzen zwischen normalem und schädlichem Blutdruck werden ja ständig verschoben.

Bestimmt brennt ein Rücklicht nicht oder der Blinker ist kaputt, versuchte ich mich zu beruhigen. Aber Räuber würde das kaum interessieren. Ich stieg schnell aus, um einen besseren Überblick zu haben. Aus dem anderen Auto schoben sich langsam zwei Figuren. Sie trugen keine Dienstmützen und waren mit Pullovern bekleidet. Mein Augen begann sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Ich meinte, solche Pullover bei Verkehrskontrollen auf der Autobahn schon gesehen zu haben. Die beiden dunklen Figuren näherten sich gleichmäßigen Schrittes. Auch ich hatte unsere Beleuchtung ausgeschaltet. Christa blieb im Auto sitzen.

Trotz des fehlenden Lichtes deutete ich die Farbe der Pullover als olivgrün. Zwei Taschenlampen ließen ihre Lichtkegel über unser Auto kriechen. Ich glaubte nun, echten Polizisten gegenüber zu stehen. „Guten Abend“, sagte ich. „Ist was?“, fragte ich. Sie schienen meinen Gruß

zu erwidern. Sie waren jung und trugen stopplige Bärte. Die Gesichter waren rundlich. Der Ältere führte die Unterhaltung. Anfangs hatte ich Schwierigkeiten, ihn zu verstehen. Die Vokale schienen sich am Gaumen entlangzupressen. „Darf ich Ihren Führerschein und den Kraftfahrzeugschein sehen?“ Räuber würden im Allgemeinen solche Wünsche nicht äußern. Oder gerade doch? Ich brauchte ärgerlich viel Zeit, meine Brieftasche aus der Hose zu ziehen. Die Ältere studierte mit der Taschenlampe die beiden Dokumente. Der Jüngere leuchtete am Auto entlang und in das Auto hinein. Das Studium der Dokumente brauchte Zeit.

Schließlich wandte der Ältere den Blick von den Dokumenten und sprach mich mit meinem Namen an. „Sind Sie einverstanden, wenn wir an Ihnen einen Alkoholest vornehmen?“ „Warum denn nicht“, sagte ich fast freudig. Das mussten echte Polizisten sein. Ich beugte mich nach unten und rief ins dunkle Auto: „An mir wird jetzt ein Alkoholest vorgenommen.“ „Warum denn das?“, sagte Christa und stieg nun auch aus dem Auto. „Du kannst ihn doch anhauchen“, sagte sie zu mir. Der Polizist schüttelte nur den Kopf. „Warum eigentlich ein Alkoholest?“ „Das werden wir Ihnen danach erklären“, sagte der Polizist, an dessen Aussprache ich mich jetzt gewöhnt hatte. Er hielt plötzlich einen Plastikbeutel in den Händen mit einem kleinen Plastiktrichter darin. Der Jüngere kam mit einem Plastikquader, aus dem ein Schlauchende ragte. Christa versuchte sich noch einmal in das Gespräch einzubringen: „Sind Sie denn richtige Polizisten?“ Trotz des schlechten Lichts meinte ich Ansätze zu einem Lächeln auf den bärtigen Gesichtern zu erkennen. Ich war aber ganz sicher, beschwichtigende Laute zu hören. „Sie müssen den Plastikbeutel aufreißen“, wurde ich angewiesen. „Warum denn ich?“ „Aus hygienischen Gründen“, wurde ich aufgeklärt. Mit Blicken stellten wir die Ähnlichkeit unserer Meinungen über die Albernheit dieser Vorschrift fest.



Hinter der schwarzen Hecke raste der Verkehr in beiden Richtungen. Die Luft war feucht. Welches Bild mochten wir für andere bieten? Vier Menschen, die eine Pause einlegen auf einem dunklen Parkplatz ohne Toilette. Vier Menschen im Gespräch. Drei Männer und eine Frau. Vielleicht war das Ganze doch ein Trick, fuhr es mir durch den Kopf, während ich mich mit dem Plastikbeutel abmühte. Ich merkte wieder, wie sinnvoll es ist, sich durch eine Beschäftigung von sinnlosen Grübeleien abzulenken. Endlich hatte ich den kleinen Trichter aus der Plastikfolie befreit. Mir wurde gezeigt, ihn am Plastikkasten zu befestigen. Auf der einen Breitseite des Plastikkastens war ein Sichtfenster. Während der Jüngere den Kasten hielt, es war eher ein Kästchen, sagte der Ältere: „Sie blasen jetzt in den Trichter. Gleichmäßig und dabei bis fünfzehn zählen. Nicht länger.“ „Verstanden“, sagte ich. Ich führte den Trichter an die Lippen, holte Luft und begann zu blasen. Der Polizist stand vor mir mit dem erhobenen Kästchen und starrte auf die Sichtscheibe. „Gleichmäßig blasen und bis fünfzehn zählen“, sagte er. Wenn das Geräte manipuliert worden ist? Vielleicht wollen sie unbedingt einen Schuldigen haben. Mit derartigen Überlegungen beunruhigte ich mich aufs Neue. Obwohl ich am Nachmittag nur einen Milchkaffee getrunken hatte, zermürbte mich die Vorstellung eines falsch anzeigenden Gerätes. Das ist doch Absurd, rief ich mich zur Ordnung. Aber was war an dieser Situation denn normal, musste ich gleichzeitig zugeben. „Aufhören“, schrien beide Polizisten. Das reicht doch. „Null Komma null“, sagte der Ältere und ließ mich das giftig-grün schimmernde Sichtfenster des Kästchens schauen. Null Komma null null stand da in der Digitalanzeige. Hinter der schwarzen Hecke rasten gleichförmig die Fahrzeuge. „Na, siehst du?“, sagte Christa. Die beiden Polizisten starten mich an. Waren sie enttäuscht? Musste ich als der weitaus Ältere jetzt ein verbindliches Wort sprechen? Misstrauten sie mir?

Glaubten sie, ich hätte mich durch einen ihnen unbekanntem Trick, aus der Falle befreit? War es für sie eine bittere Niederlage? Ein versauerter Arbeitstag, von einem Misserfolg gekrönt? Fühlten sie sich verhöhnt? „Aber warum haben Sie mich angehalten?“, gelang es mir endlich das Schweigen zu durchbrechen. „Bin ich in Schlangenlinien gefahren? Fuhr ich etwas zu schnell? Habe ich jemanden behindert?“ „Wir werden es Ihnen erklären“, sagte der Gaumige. Ich hatte ihn für mich inzwischen den Ostprieignitzer getauft. Ich definierte seine Aussprache als eine Variante des dort typischen Dialekts.

Überhaupt hatte sich zwischen uns Andeutungen von Vertraulichkeit gebildet. Gemeinsam hatte man etwas durchgestanden, eine kleine Aufgabe gemeistert, zu der jeder etwas beigetragen hatte. Jeder hatte sich Mühe gegeben. Keiner war aus der Rolle gefallen. „Das dürfen Sie behalten“, sagte der Ostprieignitzer niedergeschlagen und reichte mir den kleinen Trichter. „Zur Erinnerung“, sagte ich. Er konnte ihn ja nicht wieder verwenden. Aus hygienischen Gründen, wie ich wusste. Die Vorschriften sind streng und werden eingehalten. „Aber warum“, fragte ich, „musste ich in den Trichter blasen?“ „Der Tacho zeigte achtzig“, sagte ich. „Ich werde es Ihnen sagen“, sagte der Ostprieignitzer. „Sie fuhren achtzig. Aber auf diesem Abschnitt der Autobahn fährt kein Mensch achtzig.“ „Das stimmt“, sagte ich. „Darf ich denn nicht achtzig fahren?“ „Sie haben sich absolut korrekt verhalten“, sagte der Ostprieignitzer. „Aber kein Mensch fährt hier achtzig. Da musste was vorliegen. Deshalb haben wir Sie rausgeholt.“ Ich begann Mitleid für den Ostprieignitzer und seinem jüngeren Kollegen zu empfinden. Wahrscheinlich hatte er dem Jüngeren zeigen wollen, wie man's macht: Der rote Golf da. Der fährt achtzig. Totsichere Sache. Stimmt immer. Bestimmt drei Promille.

„Dumm gelaufen“, versuchte ich das Gesprächsklima nicht absacken zu lassen. „Es

gibt eben solche Tage. Aber Sie sind ja noch jung.“

Wir verabschiedeten uns mit Handschlag. Abschiedsstimmung wollte sich ausbreiten. „Viel Erfolg trotz allem“, sagten wir.

Wir nahmen die Abfahrt bei Rüdersdorf. Ihr fuhr gleichmäßig fünfundneunzig. Es begann leicht zu regnen. „Im Hotel waren wir nicht behindert und auf der Autobahn wirkten wir behindert“, sagte ich zu Christa. „Warum hast du den jungen Mädchen im Hotel am See nicht gesagt, dass du auf der Autobahn achtzig fährst?“,

fragte sie. „Bestimmt hätten wir sofort Kaffee und Kuchen bekommen.“ „Ich fahre jetzt fünfundneunzig“, sagte ich. In Schöneiche verhedderten wir uns in einem Gewirr sandiger Straßen. Die Friedrichshagener Straße war gesperrt. Wir schafften es dann über Rahnsdorf und den Fürstenwalder Damm. Was ist behindert und was ist nicht behindert, überlegte ich immer noch, als wir das Ortseingangsschild von Friedrichshagen passierten. Ein falsch geparktes Auto verhinderte die Einfahrt in die Garage.

**Michael Otto**

## Was wollt ihr denn?

**D**as fragen fünf behinderte Menschen im Rahmen eines kurzen, aber dafür ungemein authentischen Theaterprojekts unter dem nicht zu kurz gegriffenen Label „Theater Ihres Vertrauens“. Die Darsteller – um die 25 Jahre und geistig behindert – leben gemeinsam auf einer Wohngruppe des Trägers „Bastille – Gemeinsam sind wir stark e.V.“ und haben allerhand darüber zu erzählen. Zusammen mit einem Theaterpädagogen haben sie Szenen erarbeitet, die die Grenzen und Widerstände ihres Alltags aufdecken. Da sind Parkbesucher, die den Kontakt scheuen, Fahrschulpersonal, das sie kategorisch ablehnt, Betreuer, die reglementieren, und Freunde, die mit Mutproben konfrontieren. Dazwischen schwitzen, stampfen, tanzen und weinen die Darsteller. Nichts ist peinlich, sie haben ein Anliegen und das wird klar: „Wir entscheiden, wer wir sind“ – so das Thema des Projekts und der Tenor des Abends.

**Maren Müller**

## Was wollt ihr denn?

Fünf junge Menschen mit einer geistigen Behinderung haben zusammen mit zwei Theaterpädagogen acht Doppelstunden lang zum Thema "Ich entscheide wer ich bin," gearbeitet. Das Ergebnis ist eine Szenencollage aus assoziativen Stimmungsmomenten und Motiven der eigenen Lebenswirklichkeit. Die unerfahrenen DarstellerInnen präsentieren sich zum ersten Mal vor öffentlichem Publikum und erzählen von großen und kleinen Konflikten, von großen und kleinen Träumen, Realität und Sehnsucht, dargestellt diesmal von einer etwas anderen Gruppe - und vor allem mit ungewissem Ausgang!

Sonntag, 04.06.06 19.00 Uhr  
Theaterbar  
Chausseestraße 35  
10115 Berlin (Mitte)  
Eintritt: 3,-



Vorbestellung unter  
030 347 6734  
oder unter  
info@theaterbar.de

### Kontakt:

Theater Ihres Vertrauens  
Matthias Glöckl  
Ebertystrasse 24  
10249 Berlin  
Telefon: 030 - 42029397

### Nächste Aufführung:

14. September 2006, 20 Uhr  
Cafe Promenade des Vereins  
„Die Reha – Wohnen und  
Freizeit“  
Hellersdorfer Promenade 13  
12627 Berlin



### Tauchen für Körperbehinderte – Handicapped Diving

Tauchen macht schwerelos. Für viele schwer vorstellbar, aber diese Freiheit können auch Körperbehinderte auskosten. Einzige Voraussetzungen sind eine vollständige Lungenfunktion und ein funktionstüchtiges Gehör für den Druckausgleich. Vom guten Rehabilitationseffekt abgesehen, sind unter Wasser behinderte Menschen vollwertige Taucher. Das selbstständige Verlassen des Rollstuhls ist ein unglaubliches Gefühl. Was an Land schwer ist, verliert unter Wasser jegliches Gewicht.

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung veranstaltet einen Wochenendschnupperkurs. Unter Anleitung von vier ausgebildeten Tauchlehrern und einer erfahrenen Rollstuhl-Taucherin lassen sich in einem Berliner Schwimmbad erste Erfahrungen sammeln. Mehr auch unter [www.luenedive.de](http://www.luenedive.de)

**Leitung:** Henning Fahrenholz – HSA  
Behindertentauchlehrer

**Koordination:** Christian Habenicht

**Termin:** Samstag, 7. Oktober und Sonntag, 8. Oktober 2006

**Zeit:** 10.00–18.00 Uhr

**Treffpunkt:** Villa Donnersmarck

**Kosten:** 90,00 Euro pro Teilnehmer inkl. Verpflegung für beide Tage

### Biographiearbeit „Erlebtes Leben“

#### Lebensanschauungen – Vom Lebenslauf zur Lebensgeschichte/Workshop

Wir laden Sie ein zu einer Reise in die Vergangenheit: Ihre eigene Lebensgeschichte steht im Mittelpunkt des Workshops Biographiearbeit. Sie können sich entspannt durch angeleitete Übungen wichtigen Stationen und Wendepunkten Ihres bisherigen Lebens zuwenden. Wenn wir uns auf eine Rückschau begeben, wird unser Lebenslauf zur Lebensgeschichte. Entdecken Sie den eigenen roten Faden und spannen Sie einen Bogen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

**Leitung:** Heidrun Brandau, Eileen Moritz

Samstag, 7. Oktober 2006

Sonntag, 8. Oktober 2006,

Jeweils 11.00 bis 18.00 Uhr

**Ort:** Villa Donnersmarck

**Kosten:** 10,- Euro

### Neuer Veranstaltungskalender erschienen

Nähere Informationen zu diesen Veranstaltungen und weitere Highlights aus der Reihe „NEUES DENKEN – LEBEN STÄRKEN“ zum 90. Jubiläum der Fürst Donnersmarck-Stiftung finden Sie im Veranstaltungskalender. Einfach kostenlos anfordern oder herunterladen.

**Bezug:**

Villa Donnersmarck, Schädetr. 9–13,  
14165 Berlin

Tel.: 030 - 84 71 87 - 0

Telefax: 030 - 84 71 87 - 23

E-Mail: [villadonnersmarck@fdst.de](mailto:villadonnersmarck@fdst.de)

[www.fdst.de](http://www.fdst.de)

Mitte

## Die Behindertenbeauftragten der Berliner Bezirke

„Ich fühle mich als starke Vertreterin der Menschen mit Behinderung“.

**D**as elfstöckige Bürgeramt im Berliner Bezirk Mitte am Leopoldplatz ragt in den hellblauen Sommerhimmel. Der Fahrstuhl knarrt leise, als er ins oberste Stockwerk fährt. Direkt gegenüber vom Liftausgang ist das kleine Büro von Hildrun Knuth, der Bezirksbehindertenbeauftragten in Berlin Mitte.

Alles begann mit dem Wunsch etwas bewegen zu wollen, mehr als nur eine Grundschullehrerin zu sein. Und so entschloss sich die damals 25-Jährige noch einmal zu studieren. Die Haller Universität bot Ende der 70er Jahre ein Studium im Bereich Gesundheitsförderung an. „Ich wollte etwas für meinen Kopf tun“, erzählt Hildrun Knuth. Ihr Werdegang bis hin zur Behindertenbeauftragten, bis in den 11. Stock im Bürgeramt scheint eher zufälliger Natur. Auch wenn im Studium wenig über Behinderungen gesprochen wurde, erinnert sie sich noch gut an ihre erste richtige Begegnung mit dem Thema. „Das war im Jahr der Behinderten Ende der 70er Jahre. Da kamen Kinder mit Behinderung in unsere Schulen. Es entfachte sich danach bei mir der Wunsch, etwas mit denen zusammen zu machen, Projekte zwischen unserer Schule und den Behinderteneinrichtungen anzuschließen.“ Aber bis zur Behindertenbeauftragten war es noch ein langer Weg.

Erst unterrichtete sie als Diplompädagogin knapp zehn Jahre am Institut für Lehrerbildung. „Als dann die Wende kam, musste ich sehen, wo ich bleibe“, sagt die Behindertenbeauftragte und lächelt verschmitzt. Ein ahnungsloser Arbeitsamtmitarbeiter verhalf ihr zu ihrer jetzigen Stelle. „Momentan habe ich keine Stelle für Sie,



Hildrun Knuth

außer sie wollen Bezirksbehindertenbeauftragte in Mitte werden.“ Das war Ende '92, und eine ahnungslose, aber hoch motivierte Hildrun Knuth saß alleingelassen in ihrem neuen Büro. „Erstmal war ich vollkommen überfordert. Aber dann hab ich mir das Telefonbuch geschnappt und unter ‚B‘ alle Einrichtungen, Verbände, Schulen und Institutionen angerufen, die mit Behinderung zu tun haben.“

Zu ihren größten Erfolgen gehört die sehr enge Zusammenarbeit zwischen dem Behindertenbeirat und dem Bezirksamt. „Wir haben ein sehr enges, fast freundschaftliches Verhältnis“, erzählt sie stolz. Der ständige und direkte Kontakt zu den Menschen im Bezirk, dass Dranbleiben und nicht Aufgeben, gehören zu ihren Hauptaufgaben. Zwar hat sie als Bezirksbehindertenbeauftragte die Funktion Informationen zu vermitteln, Wege zu ebnen und Menschen mit Behinderung zu helfen, aber ihre eigentliche Arbeit passiert fern ab vom Büro und dem Telefon. „Ich bin nicht als Bezirksbehindertenbeauftragte geboren, und trotzdem fühle ich mich als starke Vertreterin der Menschen mit Behinderung in meinem Bezirk. Ich trete selber mit an und weise den Weg“, sagt Knuth und schaut nachdenklich aus dem Fenster hinunter auf den Leopoldplatz.

Die gute und enge Zusammenarbeit mit den Behindertenbeauftragten der Partnerstadt Bottrop, die Barrierefreiheitsprüfgänge durch den ganzen Bezirk oder die Integration der Informationen für Menschen mit Behinderung in alle allgemeinen Ratgeber des Bezirks sind Meilensteine ihrer nun schon 26-jährigen Arbeit. „Die Arbeit in meinem Amt ist nicht nur von Erfolgen gekrönt. Ich bin nur diejenige, die versucht etwas anzuschließen oder auf den Weg zu bringen. Dabei spiele ich nur eine kleine Nebenrolle“, sagt die 50-Jährige mit Nachdruck. Ihr Blick wandert langsam über die Dächer von Berlin Mitte. „Was für ein quirliger, interessanter, aber auch anstrengender Bezirk“, flüstert sie.

Marie Jeschke

## Im Gedenken an Schwester Käthe

**S**chwester Käthe Schmidt, die leitende Schwester im FDH vom 1.5.1966 bis 31.12.1981, ist am 28.3.2006 im Alter von 84 Jahren gestorben.

Dieser Nachruf ist ihr gewidmet, aber reicht ein solches profanes Erinnern aus, um Ausstrahlung und Wirken von Schwester Käthe nachempföndbar zu machen? Sie war eine Missionarin, die in ihrem Erscheinungsbild und im Gespräch keinen Hehl daraus machte, ihre Kraft aus dem christlichen Glauben zu schöpfen. Nach Enttäuschungen zu Beginn ihres Berufslebens – sie wurde als junge Volksschullehrerin aus dem öffentlichen Dienst entlassen, weil den Amerikanern ihr Engagement als Teenager während des Dritten Reiches nicht gefiel – wagte sie einen neuen Start durch eine Ausbildung zur Krankenschwester und den Besuch der Schwesternhochschule des Ev. Diakonievereins. Ihre pädagogischen Fähigkeiten waren dann als Unterrichtsschwester gefragt, auch hier schon mit kritischer Auseinandersetzung zwischen den Idealen einer Schwesternschaft und den zeitgerechten Anforderungen am Arbeitsplatz.

1966 übernahm sie die Leitung des „Ev. Heimes zur Rehabilitation körperbehinderter Kinder“, wie das Fürst Donnersmarck-Haus damals hieß. Als Diakon und Erzieher im Gruppendienst, fiel es mir zu, Schwester Käthes Einstieg in die Heimleitungsverantwortung zu begleiten. Erstaunt war ich, wie sie Ideen wie „Teamleitung“ oder eigenverantwortliches Arbeiten der Mitarbeiter aufgriff und umsetzte. Sie vertrat eine für damalige Zeit erstaunlich freie Pädagogik, sie unterstützte modellhaftes Handeln. So kam es zu „Yoga mir behinderten Kindern“, Therapeutischem Reiten, Besuchspatenschaften und Pflegefamilien für behinderte Kinder. Politiker wurden von ihr aufge- weckt, um barrierefreien Bewegungsraum



auf den Straßen von Frohnau zu schaffen. Es wurde am Gewissen der Kirchengemeinde gerüttelt, um die Kinder aus dem FDH in Kindergottesdienst und Konfirmandenunterricht zu integrieren sowie einen Aufzug in der Kirche zu bauen, um Rollstuhlfahrern und alten Menschen den Zugang zu ermöglichen. Wenn nötig, scheute sie auch gerichtliche Auseinandersetzung nicht. So war es längst nicht von allen akzeptiert, einem Mädchen mit pädagogischer Überlegung die Pille zu verordnen.

Schwester Käthe war bei Geschäftsleuten bekannt für ihre begründet vortragene Bitte um Geld. Sie schuf einen „Sponsorenkreis“, als noch niemand an Sozialsponsering dachte. Vereins- und Verbandsarbeit waren für sie nicht unnötige Arbeitszeit, sondern die Möglichkeit, die Arbeit mit Behinderten in Fachkreisen zu diskutieren, ihnen Frage zu stellen und zu qualifizieren. Gästegruppen sowie der Einsatz von ehrenamtlichen Helfern im Heim nutze sie als Chancen der Integration von Menschen mit Behinderung in unsere Gesellschaft. Auch der Gedanke für eine bauliche Erweiterung des Fürst Donnersmarck-Hauses ist unter ihrer Beteiligung entstanden.

Schwester Käthe prägte nicht nur die Entwicklung des FDHs. Sie war auch ein Motor in der Behindertenarbeit Berlins. Zum Ende ihrer Berufstätigkeit wurde ihr das Bundesverdienstkreuz verliehen. Auch danach ließ sie nicht locker, sich für Menschen mit Behinderung einzusetzen, u. a. für behindertengerechte Ausstattung von Pflegeheimen. Letzteres nun als Betroffene, nachdem sie krankheitsbedingt selbst auf den Rollstuhl angewiesen war. Ohne das Wirken von Schwester Käthe wäre sicher einiges im Fürst Donnersmarck-Haus und auch in Berlin anders gelaufen. Ich bin mir aber sicher, es wäre für Menschen mit Behinderung ein Verlust gewesen.

**Manfred Richter**

## Kein Wölkchen kann unser Glück mehr trüben

– wir heiraten heute, weil wir uns lieben.

**W**olken oder andere Hindernisse haben Gerda Kunde und Klaus Hunger – beide Bewohner des Fürst Donnersmarck-Hauses – nicht davon abgehalten, sich am 28. Juli im Rathaus Reinickendorf feierlich das Jawort zu geben. Seit 1995 sind sie bereits ein Paar und als Institution im Haus bekannt. Zu einer offiziellen Probezeit entschlossen sie sich 1996, und drei Jahre später zogen sie dann zusammen. Nun sollte die Probezeit in eine feste Anstellung überführt werden. Dementsprechend gaben beide ihre Zustimmung, das eheliche Bündnis einzugehen.

Nach der feierlichen Zeremonie in der Amtsstube wurde das Brautpaar herzlich im Fürst Donnersmarck-Haus in Empfang genommen und zu einem Festessen gebeten. Überrascht nahmen die „Erprobten“ dann das Hochzeitsgeschenk der Fürst

Donnersmarck-Stiftung entgegen – eine Hochzeitsreise in das Gästehaus nach Bad Bevensen. Alles haben eben selbst die beiden vorher nicht gewusst.

Wir wünschen Gerda Kunde-Hunger und Klaus Hunger alles Gute für Ihren gemeinsamen Lebensweg!

**Maren Müller**



## Hans Burkhardt mit Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet

**H**ans Burkhardt, der vielen Menschen u. a. aus dem Fürst Donnersmarck-Haus durch sein stetes Engagement unvergessliche Stunden bereitet hat, liegt seit mehreren Monaten im Krankenhaus und ist nun selbst auf einen Rollstuhl angewiesen. Er lernte unsere Einrichtung durch seine einjährige ABM-Tätigkeit vor ca. zehn Jahren kennen und ist seit dieser Zeit für unsere Bewohner mit Behinderung ehrenamtlich tätig.

Durch seinen guten Kontakt zu Theatern und anderen kulturellen Einrichtungen, kann er für sie oft Freikarten oder verbilligte Tickets organisieren. Wegen des knappen Taschengeldes können kulturelle Veranstaltungen nicht oft besucht werden, sie stellen jedoch jedes Mal einen Höhepunkt im Heimalltag dar und werden von den Bewohnern dankend angenommen. Hans Burkhardt hat zusätzlich durch den Kontakt zu Ortsvereinen, Zeitungen und Bundeswehr etliche Besuche von Festen und gesponserten Veranstaltungen ermöglicht.

Für den Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland wurde er von einer Seniorengruppe und dem Fürst Donnersmarck-Haus vorgeschlagen. Von Bundespräsident Köhler verliehen, wurde Hans Burkhardt am 13. Juli 2006 das Bundesverdienstkreuz von

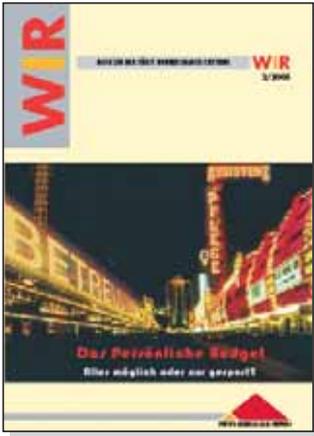


Frohnau Bürgermeisterin Marlies Wanjura in einer Feierstunde überreicht.

Nach seinem Krankenhausaufenthalt kann er nicht mehr zurück in seine alte Wohnung. Deshalb wird dringend eine Rolliwohnung in Reinickendorf gesucht.

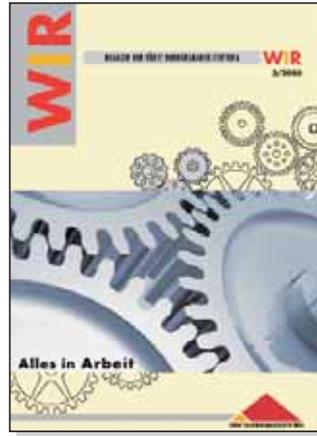
**Thomas Boldin**

Fachabteilungsleiter Freizeit,  
Fürst Donnersmarck-Haus



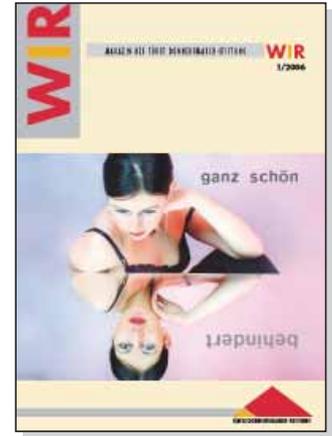
### Aus dem Inhalt:

- Das Persönliche Budget im Überblick
- Modellerprobung im Wohnheim
- Ein Mehr an Möglichkeiten - Interview Birgit Stenger
- Was bedeutet eigentlich Teilhabe?
- Nach 5 Jahren im Amt - Interview Martin Marquard
- Alles neu mit MobilCab?
- „Hoppetosse“ kapert Tegeler See
- Gesunder Geist - kaputte Körper



### Aus dem Inhalt:

- Schauplatz „Volles Leben“
- Die Jobbrücke
- Was leisten Integrationsfachdienste?
- Was zählt, ist die Einstellung!
- Alternative: Selbständigkeit
- Resümee zum Jour fixe „MobilCab“
- Präzision, Konstanz, Willensstärke
- A Star was born - ein Rollstuhl im Theater
- „Det war sein Milljöh“



### Aus dem Inhalt:

- Der Filter Schönheit
- Persönlichkeiten zum Leuchten bringen
- Gefangen in einem Bild
- Funktionalismus, Schönheit und Bedürfnisse von Schwerstbehinderten
- Wie lernen blinde Mütter wickeln? Elternassistenz
- Interview Karin Evers-Meyer, Bundesbehindertenbeauftragte
- Fußball für die Ohren
- Einmaliges Berlin

## Sie möchten regelmäßig die WIR lesen?

Die WIR erscheint drei Mal im Jahr und wird Ihnen gerne **kostenlos** zugesandt. Bitte senden Sie uns den ausgefüllten Bestellcoupon oder faxen Sie eine Kopie an 030-76 97 00-30.



Name .....

Straße .....

PLZ .....

Ort .....

Ich möchte gerne regelmäßig und kostenlos die WIR erhalten

Ich möchte weitere Informations- und Veranstaltungsangebote der Fürst Donnersmarck-Stiftung

An die  
Fürst Donnersmarck-Stiftung  
Öffentlichkeitsarbeit  
Dalandweg 19

12167 Berlin (Steglitz)

Ich brauche.....Exemplar(e)  
 der aktuellen Ausgabe  
 der Ausgabe 1/2006  
 der Ausgabe 3/2005  
 der Ausgabe.....

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung und ihre Teilbereiche:

**Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin**

Dalandweg 19, 12167 Berlin (Steglitz)  
Tel: 0 30 / 76 97 00-0

**Fürst Donnersmarck-Haus**

Ev. Rehabilitationszentrum  
Wildkanelweg 28, 13465 Berlin (Frohnau)  
Tel: 0 30 / 4 06 06-0

**Wohnheim am Querschlag**

Am Querschlag 7, 13465 Berlin (Frohnau)  
Tel: 0 30 / 40 10 36 56

**Ambulant Betreutes Wohnen  
Wohngemeinschaften und Betreutes Einzelwohnen**

Babelsberger Str. 41, 10715 Berlin  
Tel: 0 30 / 85 75 77 30

**Ambulanter Dienst**

Eichhorster Weg 25, 13435 Berlin (Wittenau)  
Tel: 0 30 / 40 60 58-0

**Freizeit, Bildung, Beratung**

**Villa Donnersmarck**

Schädestr. 9-13  
14165 Berlin (Zehlendorf)  
Tel: 0 30 / 84 71 87-0

**blisse 14**

Blissestr. 14, 10713 Berlin (Wilmerdorf)  
Gruppenräume:  
Eingang Wilhelmsaue  
Tel: 0 30 / 8 47 187 50

**Café blisse 14**

Blissestr. 14  
10713 Berlin (Wilmerdorf)  
Tel: 0 30 / 8 21 20 79

**Wohnanlage für Behinderte**

Zeltinger Str. 24, 13465 Berlin (Frohnau)  
Tel: 0 30 / 4 01 30 28

**Gästehaus Bad Bevensen**

Alter Mühlenweg 7, 29549 Bad Bevensen  
Tel: 0 58 21 / 9 59-0

**Reisebüro**

Blissestr. 12, 10713 Berlin (Wilmerdorf)  
Tel: 0 30 / 8 21 11 29

**HausRheinsberg Hotel am See**

Donnersmarckweg 1, 16831 Rheinsberg  
Tel: 03 39 31 / 3 44-0

**FDS Gewerbebetriebsgesellschaft mbH**

Hausverwaltung / Vermietung  
Amalienstraße 14, 12247 Berlin (Steglitz)  
Tel: 0 30 / 7 94 71 50

**Internet: [www.fdst.de](http://www.fdst.de)**